

Charlottes Blick (Tempus) 2 - Die Revolverlady

(eine nichtkanonische Variation meiner Mystery-Reihe "Charlottes Blick")

(eine Geschichte basierend auf dem Charakter ‚Vickie‘ der TV-Serie ‚Haven‘ von 2010-2015)

Autor: Marc Meidlinger, 2026

Nachdem 1840 Gold und vor allem Silber gefunden werden, strömen hunderte Glückssucher nach Benton City. Bald erstrecken sich unzählige Claims vor den Toren der Stadt. Erze werden nach Boulder transportiert, Verkaufserlöse zurück. Doch die Überfälle auf die Kutschen häufen sich, und so heuern die Frachtlinienbetreiber Gunslinger als bewaffneten Begleitschutz an - darunter auch die 32-jährige Charlotte O'Reilly. Aber für die Frau mit der mysteriösen Zeichengabe ist es in erster Linie eine unauffällige Möglichkeit, nach Benton City zu gelangen, denn sie sucht etwas anderes als Edelmetalle. Als dann der Sheriff der Stadt erschossen wird und sich kein Nachfolger findet, beschleunigt Charlotte ihre Pläne. Auf Widerstand ist sie vorbereitet, auch auf tödlichen.

1.

Die Heimat

Sommer 1813

hoch im Norden Louisianas, Vereinigte Staaten von Amerika

Weit reichte der Blick nach Süden über die friedliche Landschaft, deren Gras in saftigem Grün stand, und deren klare Bäche, von den nahe gelegenen Bergen im Norden gespeist, im Sonnenlicht glitzerten. Weit verstreut lagen die kleinen Farmhäuser, welche den wenigen Menschen, die hier oben im Norden des ehemaligen Territoriums lebten und arbeiteten, als Heimat dienten. Das Leben war hart und eintönig, aber man war daran seit vielen Jahren gewöhnt.

Die Aufnahme als Bundesstaat in die Vereinigten Staaten zeigte für die Bewohner hier noch keine Auswirkungen. Man war so weit entfernt von den boomenden Städten, dass noch kein Beamter aus Washington den Weg hierher gefunden hatte.

Am hellblauen Himmel zeigten sich nur dünne Schleierwolken. Die Luft glühte, doch die beiden kleinen Kinder störte die Hitze nicht. Bienen summten, und ein Eichhörnchen sprang hastig davon.

Der sechsjährige Jake O'Reilly saß im Schatten eines mächtigen Baumes, hielt einen Ast in der Hand und versuchte seit zwei Stunden, mit seinem Messer daraus ein Pferd zu schnitzen. Sein Gesichtsausdruck wurde immer grimmiger, denn was er zustande brachte, gefiel ihm überhaupt nicht. Das, was ein Pferd sein sollte, ähnelte zwei Quadern, die durch ein dünnes Rohr miteinander verbunden wurden.

Charlotte O'Reilly, seine ein Jahr jüngere Schwester, kicherte vergnügt. „Hi, hi, das sieht nicht aus wie ein Pferd! Das sieht aus wie das Holz, das in unserem Kamin liegt.“

„Das weiß ich selbst“, fauchte Jake zurück und warf Messer und Pferd zu Boden. „Verdammt!“ Voller Wut schlug er mit seiner kleinen Faust gegen den borkigen Stamm des Baumes. Schmerz durchzuckte ihn und ließ ihn erneut fluchen, während er seine Hand ausschüttelte.

Charlotte machte ein besorgtes Gesicht. Sie ließ ihre Blumen fallen und lief mit kleinen Schritten zu ihrem Bruder. Die langen schwarzen Zöpfe baumelten wild hin und her, und das einfache, aber saubere und gut verarbeitete Kleid flatterte im Wind. „Hast du dir weh getan?“, fragte sie voller Mitgefühl.

Sie wollte nach Jakes Hand greifen, doch der Junge wehrte seine Schwester unwillig ab. „Lass! Du bist nicht Mom.“

Doch Charlotte ignorierte seinen Einwand und griff nach Jakes Arm. Sie zog so lange daran, bis der Junge schließlich aufstand.

„Komm, du musst die Hand kühlen“, sagte das Mädchen.

Jake ließ sich, mürrisch dreinblickend, von ihr bis zu dem Bach ziehen, der nur wenige Yards entfernt friedlich und träge dahinmäanderte. Das Wasser war nur zwei Fuß tief und so klar, dass man bis auf den Grund sehen konnte.

„Schau mal!“, rief Charlotte begeistert und deutete auf einen blau schimmernden Fisch, der flink vorbeischwamm. Sie folgte ihm lachend am Ufer, doch der Fisch war schneller. Am Holzzaun stoppte das Mädchen, denn ihre Eltern hatten ihr streng verboten, das Gelände der O'Reilly-Farm alleine zu verlassen. So sah sie dem Fisch nur mit leuchtenden Augen nach, winkte ihm zu, als er um die nächste Flussbiegung verschwand, und lief dann zurück.

Jake hatte mittlerweile die Ärmel seines Hemdes hochgekrempelt und hielt die schmerzende Faust in das kalte Wasser.

„Geht's wieder?“, fragte Charlotte und setzte sich ins Gras neben ihren Bruder.

„Meine Hand wird kalt“, maulte der Junge.

Charlotte kicherte wieder. „Selbst dran schuld.“ Sie zog ihre Schuhe aus und planschte ein wenig mit den Füßen im Wasser herum.

Nach ein paar Minuten hatte Jake genug und nahm die Hand aus dem Wasser. „Komm, wir müssen zurück. Es gibt gleich Abendbrot.“ Er deutete auf die sinkende Sonne, welche die Berggipfel schon fast erreicht hatte.

„Na gut“, gab Charlotte zurück und zog die Schuhe wieder an. „Aber ich muss die Blumen noch holen.“ Ein wenig unbeholfen stand das Mädchen auf und lief hinüber zum Baum, nahm das große Büschel der Wiesenblumen auf, die sie gepflückt hatte, und rannte Jake hinterher.

Die Kinder erreichten nach zehn Minuten das hölzerne Farmhaus mit der kleinen, überdachten Veranda, auf der ihre Eltern abends oft saßen und ein wenig die Ruhe der Natur nach einem langen und anstrengenden Arbeitstag auf den Feldern genossen.

Charlotte kletterte die für sie immer noch ein wenig zu hohen Stufen hinauf und öffnete die Tür. „Mom, Dad!“, rief sie laut mit schriller Stimme. „Wir sind wieder da.“

Das einstöckige Haus besaß nur drei abgetrennte Räume - das große Wohn-Ess-Koch-Zimmer, eine Nachbarkammer für die Eltern sowie das Zimmer, das sich Charlotte mit ihrem Bruder teilte. Kelly O'Reilly, Mitte zwanzig und vom Wesen her überaus herzlich, stand an der Feuerstelle und schwenkte einen großen Kessel, aus dem heiße Dämpfe aufstiegen. Als sie die Tür hörte, drehte sie sich um. Ein breites Lächeln überzog ihr Gesicht, als sie ihre beiden Kinder sah.

„Mom, schau mal, ich habe dir Blumen mitgebracht“, rief Charlotte und trippelte zu ihrer Mutter, den Blumenstrauß mit den einfach aus dem Boden herausgerissenen Pflanzen wie ein Geschenk in beiden Händen vor sich haltend.

Kelly ging in die Hocke, um das Präsent entgegenzunehmen, doch Charlotte stürmte an ihrer Mutter vorbei, bis sie die Holzbank neben dem Esstisch erreichte. Sie legte die Blumen auf die Sitzfläche, krabbelte mit Mühe darauf und richtete sich wieder auf. Aus der Vase, die auf dem kleinen Innensims des einzigen Fensters an dieser Wand stand, zog sie die schon verwelkten Blumen heraus und warf sie auf den Boden, um danach die frischen in die Vase zu stellen. Stolz lachend drehte sie sich um. „Bitte schön, Mom!“

Liam O'Reilly, Vater und Ehemann, hatte unterdessen das Wohnzimmer betreten und sich zu seiner Frau gesellt. Die Eheleute schlangen die Arme um des anderen Hüfte und schauten dem Mädchen zu. Kelly wischte sich eine Träne der Rührung aus den Augenwinkeln. Leise sagte sie zu ihrem Mann: „Sie ist ein wahrer Sonnenschein, unsere Charlotte. Sie erinnert mich immer wieder daran, warum wir hier so hart arbeiten. Sie soll es einmal besser haben als wir.“

„Das wird sie, Schatz. Sie und Jake. Die beiden werden die Früchte dessen ernten, was wir aufbauen. Und so soll es auch sein.“

Er klatschte laut in die Hände. „Los, ihr beiden, helft eurer Mutter beim Zubereiten!“

Die Kinder deckten den Tisch, während die Mutter die letzten Handgriffe an das Essen anlegte und Liam seine Pfeife stopfte. Dann aß die Familie den herzhaften Fleischeintopf. Jake und Charlotte erzählten ununterbrochen von ihrem Tag und was sie alles angestellt hatten.

„Morgen aber, Kinder, da lernen wir wieder“, kündigte Kelly an und deutete auf die Kiste in der Ecke, in der eine Reihe von Büchern lagerte.

„Müssen wir wirklich?“, maulte Jake, und auch Charlottes Laune war mit einem Mal nicht mehr so fröhlich wie noch vor einer Minute.

„Ja“, lachte Kelly. „Wie hat Grandma Dolores immer gesagt?“

„Man muss lesen, schreiben und rechnen können, sonst wird man über's Ohr gehauen“, antworteten die Kinder wie aus der Pistole geschossen und brachen in Kichern aus. Mit der Großmutter war es immer lustig zugegangen, bis diese im letzten Jahr überraschend verstorben war.

Liam sah aus dem Fenster, und seine Gesichtszüge drückten Überraschung aus. Nur Kelly bemerkte es, und sie sah auch, wie sich Liams Überraschung in Sorge zu wandeln schien.

„Was ist?“, fragte sie leise, während die Kinder wieder munter drauflosplapperten. „Wer kommt da?“

„Kid Larson und ein paar seiner Männer.“

Kelly erschrak. „Der Outlaw? Hier bei uns?“

„Nein, er ist kein Outlaw mehr. Er arbeitet als Revolvermann für einen der Großgrundbesitzer, die sich immer weiter ausbreiten. In der Stadt habe ich davon gehört.“

„Was will er von uns?“

Liam stand auf, „Rasch, Darling, nimm die Kinder und geh über den Hinterausgang in den Stall! Bleibt dort, bis ich euch holen komme! Verhaltet euch ruhig!“

Kellys Gesicht verlor an Farbe. „Liam, du machst mir Angst. Ist es so ernst?“

„Geh jetzt!“, wiederholte Liam barsch und griff nach der Schrotflinte, die auf dem Schrankdach lag. Mit einer Hand schob er seine Frau zur Rückseite des Hauses. Kelly griff nach den Händen der Kinder und zog diese mit sich.

„Mom, wo gehen wir hin?“, wollte Jake wissen.

„Still! Folgt mir! Wir gehen in den Stall.“

„Au ja“, freute sich Charlotte. Sie mochte das Pferd und die Rinder, die so viel größer als sie waren, aber gleichzeitig auch so gutmütig. Charlotte wollte noch etwas hinzufügen, doch ein gezischtes „Pst!“ ihrer Mutter ließ sie den Mund wieder schließen.

Leise öffnete Kelly die Hintertür gerade so weit, dass sie und die Kinder hinausschlüpfen konnten. Die drei liefen in der Dämmerung die paar Schritte bis zum Stall hinüber, der ein wenig größer als das Haus war, aber viel einfacher gezimmert. Kelly hakte den simplen Riegel aus, schob die Kinder in das dunkle Innere und folgte ihnen. Die Angeln der Tür waren so verrostet, dass das Türblatt, nachdem Kelly es zugezogen hatte, auch ohne Verriegelung in dieser Stellung blieb.

„Nach hinten!“, flüsterte sie.

„Spielen wir Verstecken?“, fragte Charlotte. Sie klang begeistert.

„Bitte, seid still!“ Kelly schob die beiden den schmalen Gang hinunter, vorbei an den Boxen des Pferdes und der drei Rinder für die Feldarbeit und Milchwirtschaft. Die Tiere bewegten sich kaum, sie schienen bereit für die Nacht zu sein. Nur wenig Licht drang durch die Ritzen zwischen den Brettern hindurch, aber Kelly hütete sich, die Lampe anzuzünden. Am Ende des Mittelgangs betraten die drei die Futterkammer. Säcke mit Hafer hingen an den Wänden, Stroh lag gehäuft in einer Ecke, und auch ein wenig Saatgut, das vom Frühjahr noch übrig geblieben war, lagerte in einem Fass.

„Ab ins Stroh!“, ordnete Kelly kaum hörbar an.

Charlotte und Jake gehorchten sofort, war doch dies alles für sie nur ein lustiges Spiel. Auf allen Vieren krochen sie in den Strohhaufen hinein und schoben dabei die stechenden Halme zur Seite, bis sie die hölzerne Rückwand des Stalls erreichten. Kelly kroch ihnen nach, und bald saßen die drei mit dem Rücken an der Wand gelehnt und warteten.

„Mom, muss uns Dad jetzt suchen?“, fragte Jake.

„Bitte, Kinder“, flüsterte Kelly mit bebender Stimme. Sie hatte Angst. Liams Reaktion hatte ihr gezeigt, dass hier keine freundlichen Reiter zu einem Besuch kamen. „Es ist jetzt ganz, ganz wichtig, dass ihr keinen Mucks macht. Egal, was passiert. Versprecht mir das, bitte!“

Trotz ihres jungen Alters schienen die Kinder zu spüren, dass ihre Mutter es ernst meinte. Sie nickten, strichen wieder ein paar Strohhalme zur Seite, die im Gesicht kitzelten, und rückten ein wenig näher an die Mutter heran. Kelly legte die Arme um ihre Kinder und zog sie fest an sich. Flach atmend und ohne sich zu bewegen, harrten sie der Dinge, die da kamen.

Sie mussten nicht lange warten, bis etwas geschah.

Die Tür des Stalls öffnete sich. Als das Quietschen der Angeln die Stille zerriss, zuckte Kelly zusammen. Schritte erklangen. Die Türen zu den Boxen wurden wohl aufgestoßen, jedenfalls wurden die Tiere plötzlich unruhig. Sie scharrten mit den Hufen. Das Pferd wieherte, die Rinder muhten, und eine Männerstimme lachte bellend. Dann näherten sich die Schritte der Futterkammer. Auch deren Tür wurde aufgestoßen. Kelly wagte nicht zu atmen und hielt den Kindern den Mund zu, um zu verhindern, dass diese Laut gaben. So verharrte sie sekundenlang. Sie sah nichts durch das dichte Stroh, hörte nur die Schritte, die nun in die Futterkammer traten. Der Deckel des Saatgutfasses wurde den Geräuschen nach geöffnet, dann achtlos zu Boden geworfen. Wieder ein paar Schritte, und nun spürte Kelly, wie sich das Stroh neben ihr bewegte.

Eine Mistgabel stocherte im Stroh herum. Einmal, zweimal stieß sie hinein - und traf plötzlich den kleinen Jake am Fuß. Der Junge stöhnte unterdrückt auf, aber das Geräusch war nicht zu überhören.

Es folgte wieder das bellende Lachen, bevor eine kratzige Männerstimme sagte: „Kommt raus!“

Das sirrende Geräusch des rotierenden Patronenlagers eines Revolvers ertönte. Die Botschaft war eindeutig. Dennoch rührte sich Kelly nicht.

„Ich zähle bis Fünf. Dann ist draußen, wer sich da im Stroh versteckt. Danach schieße ich hinein. - 1, 2, 3...“

Kelly bedeutete den Kindern mit Gesten, sich weiter absolut ruhig zu verhalten. Sie robbte ein Stück vor und schob erst dann das Stroh zur Seite. Ihr bleiches Gesicht, umrahmt von roten Haaren, tauchte zwischen den Halmen auf. Kelly kroch nach vorne, darauf bedacht, dass sich das Stroh hinter ihr sofort wieder schloss und ihre Kinder verdeckte.

Schließlich stand sie auf.

Zwei Yards vor ihr stand einer von Larsons Handlangern. Es war ein großer, grobschlächtiger Bursche von Mitte zwanzig. Seine Haare hingen ihm weit in den Nacken. Er trug die typische Kleidung des Revolvermannes: Stiefel, lederne Chaps über der groben Hose, ein kariertes Hemd und einen Stetson. Alles sah abgetragen aus. Nur der Colt, den er lässig in der Rechten hielt, machte einen tadellosen Eindruck. Das Metall des Laufes glänzte wie pures Silber, der Griff schien aus hellem Holz, vielleicht sogar Elfenbein gefertigt. Der Mann kaute auf einem Holzspan und sagte durch die Zähne: „O'Reilly, wo sind deine Bälger?“

Kelly versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. „Sie sind nicht hier. Sie sind in der Stadt bei Freunden.“

Der Mann lachte wieder auf. Langsam hob er die Waffe und richtete sie auf den Strohhaufen. „Du meinst, wenn ich da jetzt reinballere, wird's außer Löchern in der Wand keine weiteren irgendwo anders geben?“

Kelly erschrak bis ins Mark. Sie trat einen Schritt zurück, um möglichst viel des Strohhaufens mit ihrem Körper abzudecken. Der Mann spannte den Hahn seines Revolvers, legte den Kopf schief und visierte über Kimme und Korn sein Ziel an. Kelly sah das Funkeln in seinen Augen.

Er wird meine Kinder erschießen!, schrie es in ihr. Der Gedanke lähmte sie fast. Sie konnte nur eines tun. Sie gab auf.

„Jake, Charlotte, kommt bitte heraus“, sagte sie zitternd, und in ihrer Stimme schwang grenzenlose Angst mit. Ihr blieb nur noch Hoffnung. Hoffnung darauf, dass es Kid Larson, dem Anführer, nicht um ihre Familie ging, sondern um etwas anderes.

Ein paar Minuten zuvor

Als Liam sich vergewissert hatte, dass seine Familie das Haus verließ, wandte er sich rasch um und stellte sich neben die Eingangstür. Durch das Fenster konnte er die vier Reiter gut erkennen. Kid Larson sagte etwas zu seinen Begleitern, woraufhin zwei der Revolvermänner nickten und dann aus Liams Blickfeld verschwanden.

Larson aber rief laut: „O'Reilly, wir haben dir ein Angebot zu machen.“

Liam überlegte in fieberhafter Eile, ob er antworten sollte. Vielleicht zogen die Reiter wieder ab, wenn niemand reagierte? Aber das war nicht wirklich wahrscheinlich, denn Larson würde sich nach dem langen Weg, den er auf sich genommen hatte, sicherlich überzeugen, ob sich jemand im Haus aufhielt. Es war besser, diesen durchsichtigen Trick nicht zu versuchen. Ein verärgerter Kid Larson war mit Sicherheit noch unberechenbarer, als der Ruf, der dem ehemaligen Outlaw vorauseilte, ohnehin schon nahelegte. Also antwortete Liam laut: „Was willst du?“

„Mit dir reden“, erwiderte Larson und sprang vom Pferd. Auch sein Begleiter saß ab, und die beiden Revolvermänner kamen langsam ein paar Schritte auf das Haus zu. „Komm raus, O'Reilly! Es wäre besser für dich, wenn wir dich nicht holen müssten.“

Liam hatte keine Wahl, denn die Sache auszusetzen, war keine Option. Irgendwann würden die vier das Haus überrennen. Und nach allen Seiten konnte er es nicht verteidigen. Also öffnete er die Tür und trat hinaus in die Dämmerung.

In der Ferne heulte ein Kojote. Ein leichter Wind blies über die flache Ebene vor dem Haus. Hoch oben am Himmel kreisten Geier. Wäre Liam besonders abergläubig, so hätte er dies als schlechtes Omen gedeutet.

Er wäre mit dieser Einschätzung nicht fehlgegangen.

„Hör zu, O'Reilly“, sagte Kid Larson und spuckte auf den Boden. „Du hast Glück. Dein Land hier ist 100 Dollar wert. Und wir haben einen Käufer dafür.“

Liam lachte grimmig auf. „Ich habe nicht vor zu verkaufen. Wer immer dich geschickt hat, richte ihm das aus!“

„Du siehst das falsch“, gab Larson zurück. Seine Hand lag auf dem Griff des Revolvers, der im Gürtelhalter an der rechten Seite steckte.

Liam O'Reilly hielt seine Flinte dagegen schon vor dem Oberkörper, aber schräg nach unten gerichtet. Er konnte sie frei hochreißen und schießen, dennoch war er sich sicher, dass der berühmte Gunslinger, der blitzschnelle Reflexe besaß, ihn zuerst treffen würde. Außerdem gab es ja noch den anderen Mann. Die beiden standen gut zwei Schritt auseinander, und so breit streute Liams Schrotflinte auf diese Entfernung nicht. Es bestand also keine Chance, die Revolvermänner gleichzeitig zu treffen und auszuschalten.

Larson lachte bellend, als er das leichte Zittern in Liams Armen sah. „Nun, unser Angebot ist nicht abzulehnen. Es ist einmalig gut für dich. Nimm also das Geld und verschwinde bis morgen Abend mit deiner Familie.“

„Das Gesetz schützt mich vor euch Hyänen“, gab sich Liam selbstbewusst. Doch er wusste nur zu gut, dass die nächste Stadt mit Sheriff weit entfernt war. Das Land wurde in großen Teilen vom Recht des Stärkeren regiert.

„Das Gesetz sind wir“, höhnte Larson.

„Was wollt ihr mit meinem Land? Du siehst nicht aus, als wolltest du zum Farmer umsatteln.“

Kids Blick ruckte nach rechts, aber Liam ließ sich nicht ablenken. Er starrte weiter gebannt auf die zwei Männer vor ihm, bereit abzudrücken, wenn einer von ihnen Anstalten machte, die Waffe zu ziehen.

Larson grinste plötzlich breit. Er ließ sogar den Revolvergriff los und winkte zur Seite. Liam war plötzlich nicht mehr davon überzeugt, dass dies ein Ablenkungsmanöver sein sollte. Sekunden später wurde seine Ahnung schreckliche Gewissheit. Einer von Larsons Begleitern, die dieser bei der Ankunft weggeschickt hatte, tauchte auf - und er brachte Liams Frau und Kinder mit!

Kelly O'Reilly hielt Jake und Charlotte an der Hand und lief einen Schritt vor dem Revolvermann, der seine Waffe in der Hand hielt, und ihr diese gelegentlich in den Rücken drückte. Dabei grinste er debil, als sei dies alles ein pures Vergnügen für ihn.

„Kelly, ist alles in Ordnung mit euch?“, fragte Liam mit tonloser Stimme. Ein dicker Kloß saß in seinem Hals.

„O'Reilly“, rief Kid Larson, „schau, was wir gefunden haben.“ Er lachte triumphierend auf. „Wie stehst du nun zu unserem Angebot? 100 Dollar. Na, was sagst du?“

Er musste gar keine direkte Drohung aussprechen.

Die Sache war entschieden.

Einen Tag später machte sich die Familie auf den Weg und verließ die Heimat. Die Kinder hatten den Schreck, so viele Bewaffnete zu sehen, schnell überwunden, denn sie verstanden nicht wirklich, worum es ging. Die Eltern hatten von einer seltsamen Wette gesprochen, welche die Erwachsenen untereinander abgeschlossen hatten. Charlotte und Jake waren guter Laune, denn für sie ging es nun nach New Orleans, in die große Hafenstadt. Die O'Reillys waren noch nie dort gewesen. Für die Kinder begann nun ein schönes Abenteuer. Sie schwatzten vergnügt und betrachteten alles genau, denn so weit vom Farmhaus entfernt waren sie nur ganz selten unterwegs.

Liam zog das Pferd mit dem kleinen Karren, in dem sich die wichtigsten Besitztümer, die sie mitnehmen wollten, befanden. Kid Larson hatte nichts dagegen gehabt. Auch den Gaul hatte er ihnen lachend überlassen und großzügigerweise darauf verzichtet, dessen Wert auf die 100 Dollar anzurechnen. Liam hätte ihn bei diesen Worten am liebsten angesprungen und verprügelt, hatte sich aber beherrscht.

Larson, oder besser dessen Auftraggeber, ging es nur um das Land. Was er damit wollte, wusste Liam nicht. In der Stadt, die ihrem Farmhaus am nächsten lag, und in der sie ihre Waren verkauften, munkelte man etwas von Kohlebergbau. Aber das konnten Gerüchte sein, denn Minen hatte Liam hier oben noch keine gesehen. Aber es spielte auch keine Rolle mehr.

Liam O'Reilly machte einen zutiefst niedergeschlagenen Eindruck. Kelly unterstützte seine Entscheidung, die Heimat aufzugeben, aber wenn Liam in die Augen seiner Frau blickte, dann glaubte er ganz tief unten noch etwas anderes zu erkennen, als die Liebe, die sie ihm seit Jahren entgegenbrachte.

Er glaubte, Verachtung zu erkennen.

Vielleicht stimmte es nicht, und er bildete sich das nur ein, aber falls Kelly so dachte, dann konnte Liam sie verstehen.

Er verachtete sich selbst für seine Feigheit. Ohne Ehefrau, ohne Kinder - ja, da hätte er gekämpft, sein Land verteidigt, den Revolvermännern Paroli geboten. Wenn es sein musste, bis zum bitteren Ende. Aber auf ihm lastete die Verantwortung seiner Familie gegenüber. So hatte er seinen Stolz heruntergeschluckt und war auf Larsons vergiftetes Angebot eingegangen.

Es ging nicht um Liam, um Stolz, um Mut, ja noch nicht einmal in erster Linie um Kelly. Sondern es ging einzig und allein um das Wohlergehen der Kinder, die sicher, und vor allem mit beiden Elternteilen, aufwachsen sollten.

Es ging um Jake, ihren Sohn, und um Charlotte, die, auch wenn sie nicht ihre leibliche Tochter war, ihnen genauso ans Herz gewachsen war.

Für seine Kinder würde Liam alles tun.

2.

Der Überfall

Sommer 1840

irgendwo in der Wüste Nevadas, Vereinigte Staaten von Amerika

Der Tross der fünf Wagen fuhr langsam durch die Wüste Nevadas. Im Westen dehnte sich die flache Sandebene schier endlos aus, während im Osten, nur ein paar hundert Yards entfernt, die Big Mountains in die Höhe ragten.

Die Sechsergespanne trabten seit Stunden in stabilem Tempo. Auf jedem Bock saßen zwei Männer. Die Kutscher dirigierten die Leitpferde mit routinierten, knappen Zurufen und leichtem Ruck an den Zügeln. Niemand sagte ein Wort. Nun, am frühen Abend des sechsten Tages, war das erste Ziel nahe. Danach würde es noch zwei Tage dauern, bis man am Endpunkt der Frachtlinie in Benton City angekommen war.

Glühend heiße Luft erschwerte das Atmen. Das grelle Sonnenlicht, das von den feinen Sandkörnern reflektiert wurde und so aus allen Richtungen gleich intensiv zu kommen schien, schmerzte in den Augen, die zusätzlich von aufgewirbeltem Sand gepeinigt wurden.

Charlotte ritt auf ihrem Rapphengst einige Wagenlängen voraus. Konzentriert suchte ihr Blick die unteren Gebirgsbereiche ab. Trecks wie dieser wurden gerne überfallen, wenn auch nur eine der Kutschen eine wertvolle Fracht transportierte - Geld für die Silberfunde, die aus Benton City nach Boulder gebracht worden waren.

Ein Geier kreiste am Himmel. Charlotte verfolgte den Weg des Tieres mit den Augen. Hielt es nur Ausschau? Kreiste es über einem Kadaver? Oder zeigte der Vogel die Anwesenheit von Menschen an, die sich irgendwo versteckten? Die Geier waren schlaue Tiere und hatten gelernt, dass es bei größeren Menschenansammlungen für sie nicht selten etwas zu holen gab.

Nur wenige Geräusche störten die Stille der Wüste. Die Räder holperten, und die Pferde schnaubten und wieherten gelegentlich.

Der Tross legte Meile um Meile zurück, ohne dass etwas Bedrohliches geschah.

Endlich erreichten sie das Zwischenziel, an dem sich der Treck aufspalten würde.

„Ich schaue nach“, rief Charlotte und lenkte den Hengst nach links. Langsam ritt sie näher an die Berge heran. Aber nichts rührte sich dort. Verstecke gab es nur wenige, da der kahle Fels hier auf breiter Front steil anstieg. Aus dem Sattelhalfter zog Charlotte das weitreichende Gewehr, mit dem man aus zweihundert Yards Entfernung noch einen Büffel erledigen konnte. Sie visierte einen willkürlichen Punkt am Berghang an und schoss. Der Knall hallte verzerrt vom Felsen wider und lief sich erst nach ein paar Sekunden tot. Die Kugel traf den Stein und wurde abgelenkt. Der Querschläger landete im Nirgendwo. Noch zweimal schoss Charlotte, dann war sie am Fuß des Bergs angekommen und sprang vom Pferd. Sie schob das Gewehr zurück in das Sattelfutteral, zog den Revolver aus dem rechten Gürtelhalfter und kletterte behände zwischen den Steinen hinauf, bereit, wieder zu schießen, sollte Gefahr drohen.

Doch sie traf weder auf Banditen noch auf Tiere. Der Ort war sicher. So machte sie sich auf den Rückweg.

Laut rief sie zu den wartenden Wagen hinüber: „Alles klar. Ihr könnt herkommen.“

Auf ein zusätzliches Winken von ihr setzten sich die hinteren vier Gespanne in Bewegung. Wenig später erreichten diese den Berg. Die Männer kletterten vom Bock und schlugen die Planen der Wagen um. Holzplatten kamen darunter zum Vorschein.

„Okay, O'Reilly“, sagte ein älterer Zimmermann, der hier das Kommando übernehmen würde, „in drei Tagen steht die Station. Die Wasserversorgung dauert dann noch einmal drei Tage.“ Er deutete hinter sich zu den Big Mountains. „Wir legen erst einmal einen verschlossenen Holzviadukt vom Bach hierher. Später suchen wir nach Grundwasser für einen Brunnen.“

Charlotte tippte sich an den schwarzen Stetson. „Ist gut. Die Company rechnet damit, dass die Frachtstation in vier Wochen betriebsbereit ist. Schickt einen Boten nach Benton City, wir bereiten dann das Wechselgespann vor und bringen es euch. Zuerst einmal sechs Pferde.“

Nach diesen Worten drehte sie sich um, schwang sich auf den Rappen und ritt zurück zu dem in der Ferne wartenden Wagen, der alleine weiter nach Benton City fahren sollte. Neben den Geldern transportierte er auch noch vier Fahrgäste, die sich aber nur selten blicken ließen. Die Vorhänge der kleinen Fenster waren wie fast immer seit der Abfahrt zugezogen. Der Mann neben dem Kutscher nahm einen Sack vom Kutschendach, auf dem die Gepäckstücke der Reisenden lagen. Ein drei Fuß hohes Netz verhinderte, dass sie herunterfielen. Der Mann warf den Sack auf den Wüstenboden, sprang hinterher und verabschiedete sich mit einem knappen „So long!“ Gemütlich schritt auch er zum Ort der zukünftigen Pferdewechselstation.

Die Kutsche fuhr los, schlug diesmal aber ein höheres Tempo an als zuvor.

Man wollte noch möglichst viele Meilen bis zum Sonnenuntergang zurücklegen. Wieder ritt Charlotte ein Stück voraus und behielt die Berge im Blick. Von der Wüstenseite her konnte man jede Gefahr sofort und schon von Weitem ausmachen. Aber nun, da sie alleine unterwegs waren, boten sie ein noch einfacheres Ziel für Banditen.

Nach einigen Meilen wurde das Gebiet rauer. Ebenerdige Ausläufer des Gebirges ragten weit in die Wüste hinein, und so mussten sie das Tempo deutlich verringern. Dann aber, nach einer weiteren Meile, gab es keine Alternative mehr.

Sie mussten sich den Bergen nähern und dem dortigen Pfad folgen. Damit stieg das Risiko eines Überfalls sprunghaft an.

Die Kutsche stoppte auf ein Kommando von Charlotte. Der Kutscher und sie legten ihre Hüte ab und banden sich als Schutz gegen die immer noch brennende Sonne beigefarbene Tücher um den Kopf. Beide zogen ihre Jacken aus, warfen sie in den Wüstensand und schleiften sie ein paarmal darüber. Als Charlotte und der Kutscher die Lederjacken schließlich wieder anzogen, war aus dem satten Braunton ein verwaschener Sandton mit dunklen Einsprengseln geworden. Charlotte puderte auch ihre Hose mit Sand.

Der Kutscher fragte: „O'Reilly, halten Sie diese Tarnung wirklich für nötig?“

„Es erhöht unsere Sicherheit. So bieten wir nur ein verwaschenes Ziel. Stellen Sie eins der beigefarbenen oder braunen Gepäckstücke links neben sich. Ein möglichst hohes, dann sind Sie gegen einen ersten Schuss geschützt.“

Mit leichtem Unwillen tat der Kutscher wie ihm geheißen.

Charlotte schwang sich zurück in den Sattel und schloss ihre Jacke, griff vorher jedoch noch einmal unter ihre Bluse und zog und zupfte an der dicken Büffellederweste, die sie trug.

Dann fuhren sie auf die Mountains zu. Etwa zwanzig Yards vor dem Fuße des Berges bogen sie wieder in die ursprüngliche Richtung ab und folgten dem für eine Kutsche ausreichend breiten und fast völlig flachen Trail, den schon viele Pferde, Menschen und Fuhrwerke vor ihnen genommen hatten. Die Spurrillen der Räder waren im Sand gut zu sehen.

Die Sonne hatte sich schon weit dem Horizont genähert, doch die flache Wüste setzte den Strahlen kein Hindernis entgegen. So lag der Berghang weiter im prallen Sonnenlicht, wenn auch rötlich eingefärbt.

Charlottes Anspannung wuchs. Seit einigen Wochen trieben in dieser Gegend Banditen ihr Unwesen. Überfälle aus den Bergen auf Postkutschen und Frachtwagen waren fast schon an der Tagesordnung. Das Gebiet, in dem die Bande zuschlug, erstreckte sich über viele Meilen.

Die meisten Wagen fuhren seit Wochen schon mit bewaffneter Begleitung. Das schmälerte den Gewinn der Linienbetreiber, denn der Begleitschutz war nicht gerade billig. Charlotte bekam 200 Dollar für die achttägige Strecke von Torric Town nach Benton City. Das fünfzehnfache, das ein normaler Cowboy pro Monat erhielt. Aber Charlotte hielt den Preis für angemessen, denn immerhin setzte sie hier ihr Leben aufs Spiel und würde bei einem Überfall besonders stark attackiert werden. Die Kutscher, Fracht- und Postlinienbetreiber wussten, dass sie diesen Preis wert war. Ein von Charlotte O'Reilly bewachter Transport war in den ganzen drei Jahren, in denen sie diesen Beruf in ganz Amerika schon ausübte, zwar auch nicht selten überfallen, aber noch nie ausgeraubt worden.

Die riesige Sonnenscheibe erreichte den Horizont. Es begann die graue Stunde, in welcher die Welt keine Farben zu besitzen schien und kontrastärmer wurde. Eine perfekte Gelegenheit für Banditen, sich unbemerkt näher heranzuschleichen.

Ein Krächzen erklang weit hinter ihnen, doch Charlotte ignorierte es. Das Geräusch konnte ein Trick sein, und so nahe an den Bergen spielte das Echo dem Richtungshören manchmal einen Streich. Charlotte ließ ihre Blicke weiter über den Berghang wandern. Die Kontrastarmut beeinträchtigte auch sie, aber durch längeres Starren auf eine Stelle konnte sie dies ausgleichen. Und so sah sie, was andere sehr wahrscheinlich nicht bemerkt hätten.

Da!

Ein leises, polterndes Geräusch. Ein Stein rollte die Felswand herunter. Blitzschnell riss Charlotte das doppelläufige Gewehr hoch und feuerte.

Und dann erfolgte der Überfall.

Kugeln pfften durch die Luft. Das linke Leitpferd wurde tödlich getroffen und stürzte zu Boden. Chaos brach aus. Die anderen Pferde gerieten in Panik und wollten davongaloppieren, doch der Kutscher hielt die Zügel eisern fest, brüllte Kommandos und schnalzte mit der Zunge. Gleichzeitig zog er die Bremse, denn an ein geordnetes Weiterfahren mit einem toten Pferd, das mitgeschleppt wurde, war nicht zu denken. Die Gäste in der Kutsche schrien, doch man hatte sie bei der Abfahrt in Torric Town gut instruiert, und so blieben sie im Verborgenen.

Charlotte ließ sich auf der dem Schützen abgewandten Seite vom Pferd fallen, gab dem Hengst einen Klaps auf die Flanke und wandte sich nach der Kutsche um. Der Rappe wusste, was er zu tun hatte. Gehorsam galoppierte er hinaus in die Wüste, wo er sicher vor den Gewehrschüssen war.

Aber noch im Umdrehen spürte Charlotte die Wucht des Einschlags einer Kugel im Rücken. Sie wurde einen Yard weit nach vorne geschleudert und um die eigene Achse gewirbelt. Sie stürzte zu Boden, fing sich aber mit den Händen ab. Gebückt und im Zickzack rannte sie die letzten Yards bis zur Kutsche und richtete sich erst auf der bergfernen Seite wieder auf. Ihr Atem ging pfeifend, und

Schmerz verzerrte ihr Gesicht.

Sie tastete mit einer Hand den Rücken ab. Die Kugel war deutlich zu spüren. Sie steckte in dem dreilagigen Büffelleder der Weste, war aber nicht hindurchgedrungen. Das unbequeme Kleidungsstück, das ihre Bewegungsfreiheit nicht wenig einschränkte, hatte wieder seinen Zweck erfüllt. Im Stillen dankte Charlotte erneut dem Sattler aus Boulder, bei dem sie diese Weste hatte herstellen lassen.

Charlotte horchte.

Wann würden die Banditen kommen? Die Schüsse aus den Bergen konnten nur das Vorgeplänkel sein. Sie dienten einzig und allein dem Zweck, die Kutsche an einen Ort zu fesseln und, wenn möglich, den Begleitschutz zu neutralisieren. Auf die Entfernung konnte dies nur durch einen Schuss auf den Oberkörper, der naturgemäß das größte Ziel bot, erfolgen. Darauf aber hatte Charlotte sich vorbereitet.

Rasch lud sie das Gewehr nach. Noch hörte sie nichts. Vielleicht konnte sie die Planung der Banditen durcheinanderbringen. Sie zog Bleistift und Papier aus ihrer Hosentasche und zeichnete die Felsformation etwas oberhalb der Stelle, von der weiter geschossen wurde. Mündungsfeuer blitzte auf, wenn auch die Feuerfrequenz nachgelassen hatte. Die Kugeln schlugen im Wüstensand ein. Die Banditen wollten ihre Opfer offensichtlich in Deckung halten.

Charlotte signierte das Bild und knüllte es zusammen. Die realen Felsen barsten, und ein Hagel von Steinen polterte nach unten. Charlottes Nase fing sofort stark an zu bluten, doch sie nahm davon keine Notiz. Das gehörte dazu.

Schreie aus den Bergen tönnten auf. Die Banditen, die dort lagen und ihren Kumpanen Feuerschutz gaben, hatten nun mit sich selbst zu tun, falls sie überlebten.

Wenig später hörte Charlotte die Reiter. Zwei kamen von vorne, zwei von hinten auf die Kutsche zu. Sie feuerten Kugel um Kugel ab. Charlotte schätzte blitzschnell ab, welche Gruppe den Wagen zuerst erreichen würde.

Das Heck war unmittelbarer gefährdet. So blieb sie, wo sie war, und erwiderte den Sekunden später startenden Angriff. Sie schoss, das Gewehr an die Schulter gepresst. Für Revolver war die Entfernung noch zu groß.

Charlotte wartete noch ein wenig, ließ die Reiter ein paar Yards näher heran, bis sie den schrillen Schrei des Pumaweibchens ausstieß. Einmal, zweimal - und sie hatte Erfolg damit. Die angaloppierenden Pferde, die zwar an Gewehrfeuer gewöhnt waren, gerieten schier außer sich, als sie den vermeintlichen Ruf des Feindtieres vernahmen. Sie bäumten sich wild wiehernd auf, wollten die Reiter abwerfen, die versuchten, sie mit den Zügeln und dem Hämmern der Sporen unter Kontrolle zu bekommen. Doch an einen geordneten Angriff war nicht mehr

zu denken. Die Reiter schossen von bockenden Pferden herunter auf Charlotte, die, dicht an die Seitenwand des Wagens gepresst, nur ein flaches Ziel bot. Die Schüsse gingen sämtlich fehl, denn sauber zielen konnte keiner der beiden.

Charlotte warf das Gewehr zur Seite, zog den rechten Revolver und visierte den einen Reiter an. Geduldig wartete sie, bis die Pferdehufe den Boden berührten und der Reiter durch den Aufprall ein wenig durchgeschüttelt wurde. Dann schoss sie und traf direkt in die Brust. Der Mann stürzte mit einem Aufschrei zu Boden. Sein Kumpan ließ sich reflexhaft vom Pferd fallen, rollte sich auf dem Boden ab, doch bevor er seine Waffe auf Charlotte richten konnte, traf auch ihn die tödliche Kugel.

Charlotte warf sich herum und schob sich am Wagen nach vorne. Die beiden anderen Reiter waren unterdessen beim Kutscher angekommen. Zwar hielt auch er ein Gewehr und schoss. Aber seine Hände zitterten, und das Nachladen dauerte unendlich lange. Die Angreifer hatten keine Mühe, dem Feuer auszuweichen, und rissen den Kutscher vom Bock. Schwer prallte er auf dem Boden auf. Charlotte sah, wie einer der Banditen den Mann hochzerre und ihm den Revolver in die Seite drückte.

Der Mann schrie: „Wer immer du bist, komm raus, sonst knallen wir den Kerl hier ab! Du hast zehn Sekunden, dich zu entscheiden. Wirf zuerst deine Waffen her!“

Charlotte, die sich auf den Boden geworfen hatte und unter den Wagen gekrochen war, sah durch die Speichen des rechten Vorderrads zwei Paar Stiefel. Kurz rief sie sich die Kleidung des Kutschers ins Gedächtnis, dann war sie sicher: das rechte Paar Schuhe gehörte einem der Banditen.

Fieberhaft zeichnete sie und zählte dabei die Sekunden mit. Als sie bei Neun angekommen war, rief sie: „Bringt ihn um, und ihr werdet die Silbergelder nicht bekommen. Nur er weiß, wo der Schlüssel für die Kiste ist.“ Sie hatte langsam gesprochen, und so weitere vier Sekunden gewonnen. Das Bild war fast fertig.

„Joe, sie ist unter dem Wagen. Schau nach!“

„Is' gut, Jim. Die Frau krieg' ich.“

Gebannt lauschte Charlotte auf Schritte, während sie weiter zeichnete. Joe gab sich keine Mühe, leise zu sein, und so hatte Charlotte schnell die Richtung ausgemacht, aus welcher er sich dem Wagen näherte. Seine Stiefel kamen in diesem Moment in ihr Blickfeld. Charlotte richtete den Revolver, den sie nun in der Linken hielt, auf Joes Füße und schoss dreimal. Joe brüllte auf, als ihn die Kugeln in den Unterschenkel trafen. Er machte keine Anstalten, unter den Wagen zu schauen, sondern hüpfte auf einem Bein zur Seite.

Charlotte ließ die Waffe fallen und riss noch in derselben Sekunde die Zeichnung durch. Der gezeichnete Stiefel des Banditen, der den Kutscher

bedrohte, wurde auf Knöchelhöhe durchtrennt. Das reale Bein folgte dem Bild.

Der Schrei, der ertönte, war nicht von dieser Welt. Jims Unterschenkelknochen barsten mit einem ekligen Geräusch. Adern wurden zerrissen, Muskeln und Sehnen wie von einem scharfen Messer durchtrennt.

Charlotte sprang auf und rannte um den Wagen herum nach vorne. Jim lag brüllend auf dem Boden. Blut spritzte in weiten Fontänen aus seinem Fußgelenk, oder was davon noch übrig war. Der Kutscher, der bleich wie der Tod daneben stand, wandte sich ab. Er zitterte wie Espenlaub. Charlotte riss ihn zu sich und stieß ihn in Richtung Bock. Dann hechtete sie zu Jim und nahm ihm die zwei Revolver ab. Charlottes Augen scannten die Dunkelheit. Das Sternenlicht genügte ihr. Wo war Joe? Geflohen?

Die panisch wiehernden, bockenden und an den Zügeln zerrenden Pferde der Kutsche beachtete sie nicht. So unkoordiniert, wie diese sich gebärdeten, konnten sie die Kutsche kaum weiterziehen.

Charlotte sprang katzenhaft auf den Bock und kletterte auf das Gepäckdach. Dort lauschte sie. Ein leises Stöhnen kam von unten und verriet ihr, wo der andere Bandit war. Sie lächelte. Joe lag unter dem Wagen, dort, wo sie vor weniger als einer Minute selbst noch ausgeharrt hatte.

„Joe, ich habe vier Revolver und ungefähr zwanzig Kugeln. Wenn ich lange genug unter den Boden des Wagens schieße, wird dich irgendwann eine Kugel treffen. Willst du es auf ein Gefecht ankommen lassen? Ergib dich, und ich lasse dich am Leben. Jim macht es nicht mehr lange, und deine beiden anderen Kumpane sind bereits tot. Und aus den Bergen kommt niemand mehr.“

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis eine Antwort erfolgte. „Ich gebe auf.“ Zwei Revolver schlitterten über den Wüstenboden. Ein Messer folgte.

„Komm heraus, Joe!“, befahl Charlotte. Sie war auf der Hut. Das ging zu glatt. Es war nicht unwahrscheinlich, dass Joe noch eine weitere Waffe besaß. „Eine falsche Bewegung, und es hat dich einmal gegeben“, warnte sie.

Joe kroch unter dem Wagen hervor und richtete sich auf. Aber er tat es auf eine ungewöhnliche Weise. Nur eine Hand unterstützte die Bewegung, die andere blieb hinter dem Rücken verborgen.

Charlotte ging kein Risiko ein. Ohne weitere Worte feuerte sie ihren Revolver ab und traf Joe in den rechten Oberarm. Der Bandit brüllte auf. Dann polterte etwas zu Boden.

Es musste ein weiterer Revolver sein.

„Der andere Arm auch?“, fragte Charlotte eisig. Ihre Geduld war am Ende. „Hände hoch! Und glaube mir, ich sehe dich genau. - Walker, bring mir ein Seil!“ Leichtfüßig sprang sie vom Wagendach herunter.

Der Kutscher zog aus einer kleinen Tasche ein Seil hervor und gab es Charlotte. Diese fesselte Joe die Hände auf dem Rücken zusammen.

„Bring mir das einsame Leitpferd!“, ordnete Charlotte an. Der Kutscher schirrte es ab und trieb es zu Charlotte, wo es sich langsam beruhigte.

Dann befahl sie dem verletzten Banditen, sich auf das sattellose Pferd zu setzen. Mit einem zweiten Seil band sie seine Füße unter dem Pferdekörper zusammen.

Walker informierte die Fahrgäste, die sich, als die ersten Schüsse fielen, auf den Boden der Kutsche geworfen hatten. Als nächstes kümmerte er sich um die Pferde, sprach ihnen beruhigend zu und tätschelte die Häuse. Auch befreite er das tote Pferd aus dem Geschirr.

Charlotte piff zweimal schrill auf den Fingern und blickte angestrengt in die Wüste hinaus. Nur eine halbe Minute später trabte ihr Rappe heran. „Brav!“, lobte sie, strich dem Pferd über die Mähne und holte ein wenig Hafer aus der Kutsche, den sie dem Hengst zur Belohnung gab.

Dann ging die Reise weiter.

Charlotte ritt wieder voran, eine Öllampe in der einen Hand. Das Pferd mit dem Banditen schritt neben ihr. Joe saß verkrampft auf dessen Rücken und presste die Schenkel in die Flanken, um nicht herunterzufallen. So war er beschäftigt und stellte nicht den Hauch einer Gefahr dar. Sein wütender Blick traf immer wieder Charlotte. Sicherlich wälzte er Rache- und Fluchtgedanken. Doch eine Chance auf Entkommen besaß er nicht.

Das Vierergespann kam nur langsam voran. Sie würden noch einige Zeit fahren, denn Charlotte wollte den Ort des Überfalls möglichst weit hinter sich lassen.

So ritten sie knapp zwei Stunden.

Direkt unter einem Felsvorsprung machten sie sich für die Nacht bereit. Die Fahrgäste wollten in der Kutsche bleiben, wenn es dort auch sehr eng zuging und man nur sitzen konnte.

Charlotte saß ab, fand in der Umgebung ein paar dünne Büsche, die sie als Brennholz verwenden konnte, sodass sie nur wenig des mitgeführten Vorrats nutzen musste, und brühte Kaffee auf. Gesalzenes Fleisch und kalte Bohnen stillten den Hunger. Auch die Fahrgäste murrten nicht über das karge Mahl. Der Schreck über den Überfall steckte ihnen noch sichtbar in den Knochen.

Nach und nach zog der Schlaf ein. Walker würde die erste Hälfte der Nacht Wache schieben und das Feuer am Leben erhalten, um die Wüstentiere auf Abstand zu halten. Die Pferde waren gut dressiert und würden Laut geben, wenn sich etwas Gefährliches näherte.

Charlotte rollte sich vor einem Stein zusammen. Aus ihrer Jacke zog sie ein kleines, stark abgegriffenes Stück Papier. Als sie es anblickte, lächelte sie. Das Papier zeigte ihre Familie - ihren Bruder Jake, ihre Mutter Kelly und ihren Vater Liam. Die Zeichnung war ungelenk, die Figuren fast Karikaturen. Ihr Vater hatte sie angefertigt.

Mein Zeichentalent habe ich definitiv nicht von Dad, schmunzelte Charlotte in Gedanken.

Sie liebte dieses Bild. Die vier O'Reillys waren einmal eine glückliche Familie gewesen, bis...

Charlottes Gedanken kehrten in die Vergangenheit zurück.

3.

Die Puppe

Rückblende ins Jahr 1822

New Orleans, Louisiana, Vereinigte Staaten von Amerika

„Da vorne!“, wisperte Kelly O'Reilly und deutete auf die andere Straßenseite, wo ein Mann mit grauen Haaren auf einer Bank saß und offenbar Siesta hielt. Der breitkrempige Hut verdeckte die obere Gesichtshälfte.

Charlotte konnte den Mann aus ihrer Position gut erkennen. Sie stand mit ihrer Mutter dicht hinter einem Regenfass im Schatten des überhängenden Daches eines kleinen Holzschuppens. Das Versteck war gut gewählt, denn sehen konnte man sie nur, wenn man bewusst dort nach jemandem suchte.

Charlotte fokussierte ihren Blick auf den schlafenden Mann. Trotz der Entfernung von über zehn Yards konnte sie auch feine Details gut erkennen. Mit flinken Fingern zeichnete sie dreidimensional die Kinnpartie, die Falten in der Haut, die Grübchen, die Haare. Jeden Strich führte sie zweimal durch und blickte immer wieder abwechselnd auf Bild und Mann. Als sie fertig war, gab sie die unsignierte Zeichnung ihrer Mutter, die diese vorsichtig in eine breite Tasche schob. Charlotte startete ein neues Bild und konzentrierte sich nun auf den Oberkörper des Mannes - das Muster seines Karohemds, die Form der Knöpfe und den kleinen Riss an dessen Kragen. Auch dieses Bild gab sie ihrer Mutter.

„Kein Überzeichnen beim Oberkörper?“, fragte Kelly leise und runzelte die Stirn.

„Nein. Die Kopplung wird ausreichen. Da bin ich sicher.“ Sie sah, wie die Mutter zu einer Erwiderung ansetzen wollte, und schob sofort mit scharfer Stimme nach: „Nein, Mom, das tue ich nicht. Nicht für alles Geld der Welt!“

„Wir könnten das Zehnfache verlangen, wenn du...“

Charlotte legte Stift und das dritte Blatt Papier auf den Boden und verschränkte demonstrativ die Arme vor der Brust. Stumm, aber entschlossen, schaute sie ihre Mutter an. Nach ein paar Sekunden glitt ein Lächeln über Kellys Lippen, aber die Augen blieben unbeteiligt. „Du hast ja recht, mein Schatz.“

Die Vierzehnjährige registrierte den Unterschied zwischen Worten und Augen wohl, und es ängstigte sie ein wenig. Seit ihre Fähigkeit vor drei Jahren erwacht war und sie diese mit ihren Eltern zusammen erkundet und perfektioniert hatte,

schien die Mutter verändert. Charlotte konnte es nicht greifen, es nicht richtig in Worte fassen. Die Vertrautheit zwischen ihr und ihrem Vater war immer noch vorhanden und tief. Doch das Verhältnis zu ihrer Mutter war irgendwie... dünner geworden. Charlotte schüttelte sich kurz, dann nahm sie ihre Zeichenutensilien wieder auf. Wenn sie tat, um was Kelly sie immer wieder bat, dann würde alles bestimmt mit der Zeit wieder so werden wie früher.

So fertigte sie als dritte Zeichnung ein detailgetreues Bild der Gürtelschnalle des Mannes an, das sie einmal übermalte. „Gut so?“

Kelly O'Reilly nickte, nahm ihre Tochter bei der Hand, und die beiden zogen sich leise und geduckt zurück. Als sie außer Sichtweite waren, erhöhten sie das Tempo, liefen durch die Straßen und Gassen von New Orleans, bis sie ihr Haus erreicht hatten - ein zweistöckiges Eckhaus in einer Seitenstraße eines Viertels, in dem überwiegend okkulte Dienste angeboten wurden.

Kelly schloss auf, und die beiden gingen sofort in die Werkstatt, wo sie auf Liam trafen. Charlottes Vater gerbte gerade Leder, das er später zu einem Sattel verarbeiten würde. Charlotte schaute neugierig zu, denn ihr gefiel diese Arbeit. Sie mochte alles Handwerkliche und hätte gerne in der Sattlerei gearbeitet, doch ihre Mutter hatte andere Pläne mit ihr.

Kelly ging zu ihrem Ehemann, strich ihm über das schütterere Haar und küsste ihn angedeutet auf die Wange. „Hast du das Stroh besorgt?“

Liam deutete mit einem Kopfnicken in die ferne Ecke der Werkstatt, wo ein kleiner Sack auf dem Boden stand. Er öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, doch schien er es sich sofort wieder anders zu überlegen. Charlotte hatte die Bewegung gesehen, und sie wusste, was ihrem Vater durch den Kopf ging. Er hielt das, was Kelly tat, um Geld zu verdienen, für falsch. Doch mit seinen Bedenken drang er bei seiner Frau nicht durch.

„Hi, Dad“, grüßte Charlotte und umarmte ihren Vater vorsichtig. Für einen Moment schmiegte sie ihre Wange an seinen Kopf. „Wir machen schnell eine Puppe, dann helfe ich dir, ja?“

„Das wäre lieb von dir“, erwiderte Liam und blickte kurz auf. In seinen Augen sah Charlotte die tiefe Elternliebe, die er für sie empfand.

So ähnlich hat er Mom früher auch angeschaut, dachte Charlotte wehmütig. Aber das wird bestimmt bald wieder, machte sie sich selbst Mut.

„Komm!“, forderte Kelly und zog ihre Tochter zu dem kleinen Tisch unter dem Fenster.

Die beiden Frauen nahmen auf der Sitzbank, die davor stand, Platz. Charlotte zog Stroh aus dem Sack und legte die Halme fein säuberlich nebeneinander auf die Werkbank, nachdem sie diese auf eine Unterarmlänge geschnitten hatte. Die abgetrennten Stücke warf sie in den Sack zurück. Kelly nahm die geschnittenen

Halme und begann, ein handgroßes Objekt zu flechten, das immer mehr die Form eines Eis annahm. Als zweites flocht sie eine kleine Kugel und verband diese mit ein paar dünnen Ästen mit dem Ei. Zum Schluss folgten noch zwei Röhren, die mit dem unteren Ende des Eis verbunden wurden. Die fertige Figur, die entfernt an einen Menschen erinnerte, legte sie vor Charlotte auf die Werkbank.

Charlotte schnitt unterdessen mit einem scharfen Messer das gezeichnete Gesicht des Mannes mit dem Hut aus dem Papier aus und klemmte es mit vier kleinen Stücken Draht auf den runden Kopf der Stroh-Puppe fest. Ähnlich verfuhr sie mit der Hemd- und der Gürtelzeichnung.

„Wann soll ich signieren?“, fragte sie und gab die Voodoo-Puppe ihrer Mutter.

„Der Kunde kommt gegen Mittag. Ich halte ihn auf. Unterzeichne erst, kurz bevor wir ihm die Figur geben. Ich habe ihm eine lange Wirkdauer verkauft.“

Verärgerung und Unwille zeigten sich auf Charlottes Gesicht. „Heißt das, ich muss andauernd irgendwo in New Orleans herumstehen?“

Kelly nickte, zog einen kleinen Zettel aus der Rocktasche und reichte ihn der Tochter. „Hier! Unser Kunde wird sein Opfer an einen dieser Orte locken. Stelle sicher, dass du zu den jeweiligen Zeiten ebenfalls in der Nähe bist, damit die Kraftübertragung klappt.“

Charlotte warf einen Blick auf den Notizzettel. „Sechs Termine, und dann über die ganze Stadt verteilt! Spinnst du, Mom? Ich wollte Vater doch die nächsten Tage bei seinen Sattelarbeiten helfen. Und...“

Kelly schnitt ihr das Wort ab. „Still! Deine Voodoo-Puppen bringen viel mehr ein als das, was Liam erwirtschaften kann. Willst du denn nicht raus aus diesem Viertel? Willst du keine schönen Kleider oder reiche Freunde? Noch zwei Jahre, dann können wir oben an der Ostküste, vielleicht in Boston, ein neues Leben beginnen. Die O'Reillys werden dann zur gehobenen Gesellschaft gehören.“ Ihre Augen verloren sich für einen Moment in der Ferne, als sie an die verlockende Zukunft dachte.

Charlotte seufzte ergeben. Der Traum ihrer Mutter war nicht der ihre, aber sie wollte Kelly auch nicht enttäuschen. Also steckte sie, wie so oft in der letzten Zeit, zurück. „Dad, kommst du alleine zurecht?“

„Das geht schon, Charlotte. Jake kann mir helfen, wenn er vorbeikommt.“

Charlotte wandte sich an ihre Mutter. „Gut, ich mache es. Aber dann will ich eine Pause. Keine weitere Puppe, keine weiteren langweiligen Ortstermine für einen Monat. Deal?“

Kelly O'Reilly lachte auf. „Du kriegst die übliche Woche, bis deine Gabe wieder einsetzbar ist. Dann sehen wir weiter.“

Der Mann lief mit großen Schritten, die Schultern hochgezogen und den Hut tief in der Stirn, durch die lärmenden Straßen des Stadtviertels. Bongotrommeln dröhnten aus den offenen Fenstern der Häuser, welche die breite Hauptstraße säumten. Menschen in farbenfrohen Verkleidungen tanzten auf den Straßen. Der Mann aber interessierte sich nicht für das bunte Treiben im Vorfeld von Mardi-Gras und auch nicht für den Festtag an sich.

Er hatte ein anderes Ziel.

Sein Weg führte ihn schließlich in eine Nebenstraße, wo nur wenige Menschen zu sehen waren. Schmutzige Gestalten huschten herum. Ein Huhn, das keinen Kopf zu besitzen schien, verschwand um eine Ecke, eine Spur aus Blut hinter sich herziehend. Eine alte Frau, die ein zahnloses Lachen zeigte, das den Mann an einen Höllenschlund erinnerte, warf dünne Knochen auf den Boden. Das klappernde Geräusch ließ den Mann frösteln, und er beeilte sich, schnell weiterzukommen. Das Angebot der Alten, ihm die Zukunft vorauszusagen, ignorierte er. Das, was er suchte, kam jedoch ebenfalls nicht aus dieser Welt, davon war er überzeugt.

Endlich erreichte er sein Ziel. Das zweistöckige Gebäude sah gepflegter aus, als die anderen Häuser in der Straße. Über dem schmalen Eingang hingen Symbole, die der Mann nicht verstand. Er sah geschwungene Linien, darunter etwas, das vielleicht ein Kreuz sein mochte, und vor allem eine furchteinflößende Maske aus dunklem, fast schwarzem Holz. Ein Teil der Maske war feuerrot angestrichen. Die Hörner ließen keinen Zweifel daran, dass die Maske den Teufel darstellte.

Der Mann zögerte einen Moment, bevor er den schweren Metallklopfer an der Tür betätigte. Nur wenig später wurde geöffnet. Man hatte ihn offenbar erwartet. Eine Frau Ende dreißig stand im Türrahmen. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug ein hochgeschlossenes, wallendes Kleid. Nur das harte, totenbleiche Gesicht blieb frei. Die Augen funkelten unbarmherzig und fordernd.

Noch ehe sie etwas sagen konnte, zog der Mann, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand in der Straße sie beobachtete, einige Münzen aus der Hosentasche und reichte diese der Frau. Achtlos schob Kelly O'Reilly das Geld in eine der vielen Taschen ihres weiten Rocks, dann trat sie ein Stück zur Seite, um den Besucher einzulassen.

Die beiden gingen den schmalen, dunklen Korridor hinunter. Sämtliche Türen, die abzweigten, waren geschlossen. Kelly schob den raschelnden Perlenkettenvorhang zur Seite und bat den Besucher in das Okkult-Zimmer am

Gangende.

Das einzige Fenster in dem kleinen, quadratischen Raum war mit schwerem, dunkelrotem Tuch verhängt. Auch über den zwei Stühlen und dem wuchtigen Holztisch, der die Hälfte des Zimmers einnahm, waren dunkle Tücher drapiert. Kerzen auf halbhohen Regalen brannten, und irgendein Gewächs, das in einer Glasschale glomm, verbreitete einen süßlichen Duft.

„Ihr Werkzeug ist bereit. Ich hole es“, sagte Kelly mit tiefer Stimme und bot dem Mann mit einer herrischen Geste Platz an.

Sie verließ den Raum und ging hinüber in die Werkstatt, wo Charlotte schon wartete. Rasch signierte die Vierzehnjährige die drei Bilder auf der Voodoo-Puppe und reichte die Strohfigur ihrer Mutter. Kelly nahm sie wortlos entgegen und ging zurück zum Okkult-Zimmer.

Charlotte rollte mit den Augen. Sie hielt das ganze Brimborium, das ihre Mutter veranstaltete, für völlig unnütz. Kelly hatte sich an diesem Tag sogar etwas Kreidestaub ins Gesicht gerieben, damit ihre Haut bleicher aussah.

Mom übertreibt es wirklich, dachte Charlotte. Sie geht immer mehr in diesem Hokusfokus auf.

Kelly O'Reilly setzte sich dem Kunden gegenüber und legte mit einer langsamen, fast bedächtigen Bewegung die Puppe auf den Tisch. Sie hütete sich die Zeichnung zu berühren.

„Diese Puppe ist einzigartig“, erklärte sie, während sie den Mann mit strengem Blick fixierte. „Ihre Wirkung erlischt, wenn Sie sich nicht an die Anweisungen der Verstorbenen halten. Ich kann nicht voraussagen, was dann mit Ihnen geschehen wird. Auch mir als Medium offenbaren die Mächte der Jenseitswelt nicht alles.“

Hektisch nickte der Mann mehrmals. Schweiß stand auf seiner Stirn. Gierig blickte er die Puppe an, deren Beine Kelly immer noch festhielt.

„Ich werde tun, was Sie sagen, Madame.“

„Schlagen Sie die Puppe, wird Ihr Opfer Schmerz verspüren. Streicheln Sie die Puppe, wird Ihr Opfer eine sanfte Berührung erfahren. Wenn die Puppe zerstört oder beschädigt wird, wenn die Zeichnungen entfernt werden, erlischt die Wirkung. Aber bedenken Sie: Sie haben nur wenige Versuche, denn die Geister lieben es nicht, Dinge wiederholt zu erlauben. Überlegen Sie daher gut, wie Sie Ihr Werkzeug einsetzen.“

Kelly schob dem Mann eine Abschrift der Terminliste hin. „Ich habe die Orte, die Sie mir genannt haben, den Verstorbenen übermittelt. Sie sind einverstanden und haben mir mitgeteilt, wann die Verbindung zwischen unserer materiellen Welt und der spirituellen Ahnenwelt möglich ist. Zu diesen Zeitpunkten wirkt die

Puppe.“

Sie schob dem Mann die Voodoo-Figur zu. Vorsichtig griff er sie an den Beinen. „Kann ich damit... töten?“

Kelly zündete mit leisem Summen eine neue Kerze an, um die Tragweite dieses Moments noch zu unterstreichen. In der letzten Zeit hatte sie ein tiefes Verständnis für die Gabe ihrer Tochter erlangt. Sie glaubte sogar, stellenweise mehr darüber zu wissen als Charlotte. Und so war ihr in der vorigen Nacht ein ganz bestimmter Gedanke gekommen.

Noch würde sie ihre Antwort vorsichtig formulieren, aber wenn es klappte, würde ein wahrer Geldregen einsetzen, dessen war sie sich sicher. Die Kunden würden sich um ihre Dienste schlagen.

„Die Ahnen haben in Aussicht gestellt, dass es eine Möglichkeit gibt. Ich kann es Ihnen allerdings nicht versprechen.“

„Wenn es eine Geldfrage ist, ich zahle das Fünffache“, warf der Mann schnell ein und holte weitere Münzen aus seiner Tasche.

Kelly hätte liebend gern das Geld angenommen, aber sie musste vorsichtig sein. Ein verprellter Kunde, dessen Wünsche sie nicht erfüllen konnte, war ein gefährlicher Kunde. Daher wehrte sie ab. „Hören Sie also, was die Geister mir rieten. Nehmen Sie zwei so scharfe Messer, wie sie nur finden können, die spitze Enden haben, und stoßen Sie diese langsam in die Kopf- und die Brustregion der Puppe. Keine schnelle Bewegung, das ist elementar wichtig, denn die Geister müssen sich erst auf diese Aufgabe einstellen.“

Sie hätte gerne hinzugefügt, dass sie den fünffachen Preis annehmen würde, wenn die Puppe die terminale Wirkung ermöglicht hatte, doch sie schwieg. Sie war schließlich nach außen hin ein Medium, keine geldgierige Hexe. Aber beim nächsten Kunden würden die Preise steigen, sollte ihre Idee Erfolg zeigen.

Der Mann steckte das Geld wieder ein und erhob sich. Nach einer kurzen Verabschiedung verließ er mit seiner Voodoo-Puppe das Haus.

Charlotte hielt sich, wie von ihrer Mutter gefordert, zu den vereinbarten Zeiten an den entsprechenden Orten auf, doch an den ersten drei Terminen geschah nichts. Nun, am vierten Tag, stand sie gelangweilt unter einem Baum am Ende der Main Street. Die Stadtgrenze mit dem verwitterten Holzschild war nur wenige dutzend Yards entfernt. Der Tag war heiß und schwül, wie gefühlt alle Tage in New Orleans in der letzten Zeit, und Charlotte wischte sich mehr als einmal den

Schweiß von der Stirn. Das beigefarbene Kleid klebte unangenehm an ihrem Körper. Sie bückte sich, hob ein paar kleine Steinchen auf und warf sie irgendwo hinter sich.

Mehr gab es für sie nicht zu tun. Sie musste einfach nur anwesend sein.

Der Mann, der die Puppe gekauft hatte, war nirgends zu sehen. Zwar wollte Kelly O'Reilly nicht, dass ihre Tochter die Kunden sah, aber Charlotte hatte heimlich die Tür der Werkstatt einen Spalt weit geöffnet und so einen kurzen Blick auf den schwarzhaarigen, beleibten Mann werfen können, als er das O'Reilly-Haus verlassen hatte. So hielt sie auch an diesem Ort Ausschau nach ihm.

Warum er dem Hemdentyp wohl schaden will?, fragte sich Charlotte nicht das erste Mal. Aber diese Information erhielt sie nur in Ausnahmefällen. Ob Mom es überhaupt weiß?

Plötzlich hörte sie Hufgetrappel aus Richtung des Stadttinnern. Rasch trat Charlotte tiefer in den Schatten des Baums und hielt sich hinter dem breiten Stamm verborgen, lugte aber neugierig mit einem Auge daran vorbei.

Ein einzelner Reiter näherte sich.

Das Mädchen erkannte ihn sofort. Es war der Mann, auf den die Puppe geeicht war!

Charlottes Körper spannte sich. Würde heute etwas passieren?

Der Mann auf dem braunen Pferd ritt gemächlich an ihr vorbei in Richtung Stadtgrenze, ohne sie zu bemerken. Vielleicht hatte er sie auch gesehen, doch es interessierte ihn nicht, wer dort stand. Nach ein paar Yards hielt er vor einer kleinen Garküche an, aus deren halb geöffneten Tür immer wieder Dampfschwaden herausquollen. Es roch säuerlich, und Charlotte rümpfte jedes Mal die Nase, wenn sie die Wolke erreichte. Der Geruch verursachte ihr Übelkeit.

Der Reiter saß ab, schlang die Zügel zweimal um den Haltebalken und betrat das Gasthaus. Charlotte konnte, als der Mann die Schwingtür ganz öffnete, in einen winzigen Schankraum ohne Sitzgelegenheiten blicken. Es schien sich niemand darin aufzuhalten. Auch, als sich die Tür schon längst vollständig geschlossen hatte, starrte Charlotte weiter gebannt auf das Geschäft.

Sie horchte in sich hinein. Spürte sie bereits die Kraftübertragung?

Nein, noch blieb alles ruhig.

Sie wartete weiter, aber dann, nach ein paar Minuten, ging alles sehr schnell.

Charlottes Nase fing unvermittelt an zu bluten. Die Puppe wurde also benutzt. Kraft wurde durch sie und über Charlotte auf das Opfer übertragen.

Das Mädchen hielt die Luft an und wischte sich das Blut weg. Einige Sekunden später hörte sie einen ohrenbetäubenden Schrei, dann ein Poltern. Das Mädchen erschrak, nicht nur wegen des Lärms, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass ihre Nase immer heftiger blutete. Charlotte ging in die Hocke, hielt sich mit einer Hand am Stamm des Baums fest, beugte den Kopf nach vorne und ließ das Blut ungehindert zu Boden fließen. Es war ungewöhnlich viel. Was tat der Puppenkäufer nur? Schlug er ungewöhnlich fest auf die Figur?

Die Tür der Garküche öffnete sich, und der Reiter stolperte heraus.

Er blutete fürchterlich aus einer wohl tiefen und breiten Bauchwunde. Charlotte hatte noch nie so viel Blut aus einem menschlichen Körper spritzen sehen. Außerdem klaffte ein Loch in seiner... Wange!

Das Mädchen wollte gar nicht genau wissen, wie übel der Mann zugerichtet worden war, doch irgendetwas hielt ihren Blick gefangen, und so musste sie weiter hinschauen. Der Reiter stolperte noch ein paar mühsame Schritte, dann fiel er ächzend zu Boden und blieb im Staub der Main Street liegen. Nur die Arme zuckten noch einen Moment.

Aus der Garküche rannte ein zweiter Mann, augenscheinlich der Koch. Er beugte sich über den am Boden Liegenden, wälzte ihn zur Seite und warf dann einen flehenden Blick zum Himmel. Seine Hand vollführte eine kunstvolle Bewegung in der Luft. Charlotte kannte das Zeichen. Es diente der Abwehr böser Geister.

Der Mann auf dem Boden rührte sich nicht mehr. Charlotte war klar, was das bedeutete. Der Mann, dessen Bild auf der Voodoo-Puppe haftete, lebte nicht mehr.

Und sie, Charlotte, hatte ihn getötet.

Für ein paar Minuten hockte Charlotte reglos am Straßenrand. Ihr Kopf war leer, sie war erschüttert bis ins Mark. Das einzige, das sie fühlte, war Schuld.

Sie wusste natürlich, dass die Welt nicht gut war, dass niemand einem anderen etwas schenkte. Manchmal musste man sich einfach nehmen, was man zum Überleben brauchte. Mit reiner Ehrlichkeit und Tugendhaftigkeit kam man nur bis zu einem bestimmten Punkt. Und in dieser Stadt, die einem Hexenkessel glich, galt das im Besonderen.

Eine Puppe herzustellen, mit der man Leute verprügeln konnte, war für Charlotte kein Problem. Weder technisch noch moralisch. Schlägereien, Kämpfe - all das gab es täglich an jeder Straßenecke. Nicht nur ihr Bruder Jake, auch sie hatte sich schon öfters ihrer Haut erwehren müssen. Und manchmal hatten sie anderen Menschen auch etwas abgenommen, etwas gestohlen.

Aber alles hatte eine Grenze.

Mord - das war die Linie, die Charlotte nie hatte überschreiten wollen.

Doch nun war es geschehen, und sie konnte es nicht mehr rückgängig machen.

Auf der Main Street kümmerten sich unterdessen ein paar Menschen um den Toten, doch Charlotte achtete nicht darauf. Leise lief sie im Schatten der Bäume die lange Straße hinunter. Als sie den Ort des Mordes nicht mehr sehen konnte, begann sie zu rennen.

Sie wollte so schnell wie möglich nach Hause.

„Mom! Wo bist du?“, rief sie laut und schrill, als sie die Tür des Elternhauses aufriss. „Mom?“

Aus dem Wohnraum kam eine unverständliche Antwort. Charlotte stieß die Tür auf und lief zu ihrer Mutter, die gerade mit Häkelarbeiten beschäftigt war. Irgendein schwarzes Tuch mit roten Symbolen, doch Charlotte sah nicht genauer hin.

„Mom, es ist etwas Schreckliches passiert“, rief Charlotte außer Atem. Sie ließ sich neben der Mutter auf der Bank nieder und schlang die Arme um diese. „Es war fürchterlich.“ Ihre Stimme bebte, und sie zitterte, als sie an das grausige Ereignis zurückdachte.

Kelly legte ihre Handarbeit zur Seite, strich der Tochter über das lange, blauschwarz glänzende Haar und fragte besorgt: „Darling, was meinst du?“

Charlotte erzählte ausführlich, was sie gesehen hatte, und schloss mit den Worten: „Ich habe ihn umgebracht. Ich! Mom, wieso? Der Mann hatte Stichwunden, wie von einem Schwert oder so. Wie konnte das passieren? Meine Zeichnungen auf der Puppe waren doch so klein, dass, wenn jemand dort ein Messer hineinrammt, sie so schnell zerreißen, dass die Kopplung sofort aufgehoben wird. Das reicht nie für diese Wunden! Mom, das haben wir doch alles ausgetestet.“ Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Sie schniefte. „Ich bin eine Mörderin, Mom!“ Flehentlich blickte sie ihre Mutter mit großen Augen an, „ich will nicht ins Gefängnis. Bitte, hilf mir!“

Kelly drückte die Tochter tröstend an sich und entgegnete mit sanfter Stimme: „Du bist keine Mörderin. Und ins Jail kommst du schon gar nicht. Zum einen weiß niemand, dass du diese Puppen herstellst. Man kennt nur mich. Und zum anderen ist der Mörder derjenige, der die Puppe benutzt. Nicht ich, und auch nicht du.“

„Aber“, widersprach Charlotte, „ich habe die Zeichnungen gemacht. Ohne mich wäre die Puppe nur Stroh.“

„Natürlich, Schatz. Aber du musst es anders sehen. Drüben im General Store gibt es Revolver zu kaufen. Und damit werden andauernd Menschen erschossen. Aber ist deswegen der Verkäufer ein Mörder? Oder der Revolvermacher? Nein, sind sie nicht.“ Sie legte eine kurze Pause ein, um die Worte wirken zu lassen. „Du bist keine Mörderin“, setzte sie mit Nachdruck hinzu. „Warum es diesmal einen so drastischen Effekt hatte, wer weiß? Vielleicht hat der Käufer eine besondere Technik eingesetzt?“

Charlotte hob den Kopf und löste die Umarmung. Sie strich sich die verschwitzten Haare aus der Stirn. Die Mutter hatte schon recht, fand sie. Nicht sie hatte den Mann getötet, sondern derjenige, der vor ein paar Tagen hier gewesen war und die Voodoo-Puppe gekauft hatte.

Aber irgendetwas in der Stimme ihrer Mutter klang seltsam. Charlotte blickte sie scharf an. „Mom, weißt du mehr als ich?“, fragte sie eindringlich.

Kelly O'Reilly wandte den Kopf ab, doch Charlotte hatte noch das ganz leichte Zucken der Mundwinkel gesehen.

Also doch! Sie weiß etwas, war sich Charlotte nun sicher.

Sie richtete ihren Oberkörper kerzengerade auf und rückte ein Stück von ihrer Mutter weg. Mit fester und entschlossener Stimme wiederholte sie ihre Frage. Kelly antwortete wieder ausweichend, doch Charlotte ließ nicht locker.

„Mom, sag mir, was du weißt, sonst mache ich keine Zeichnungen mehr.“ Ihr war es Ernst mit dieser Drohung, die sie noch nie zuvor ausgesprochen hatte.

Kelly schien den Worten der Tochter nicht zu glauben. Ihre Miene und ihre ganze Haltung drückten aus, dass sie von ihrem Weg überzeugt war. Nur mit Todespuppen war das große Geld zu verdienen. Kelly war die Mutter, und Charlotte hatte zu gehorchen. Das würde ihre Tochter auch bald einsehen.

So antwortete sie: „Der Mann hat das Messer nicht ruckartig eingestochen, sondern langsam, sodass die Zeichnung zuerst nur geringfügig zerstört wurde. Das hielt die Kopplung länger aufrecht, bis eine lebensgefährliche Wunde entstanden ist.“

Charlotte entgegnete für einen Augenblick nichts. Ihr Gesicht zeigte keine Regung, als sie über diese Worte nachdachte. Aber alles klang logisch, und Charlotte fragte sich überrascht, warum sie selbst nicht auf diese Idee gekommen war. Dann hätte sie die Zeichnungen noch kleinteiliger anlegen können, vielleicht linke und rechte Gesichtshälfte getrennt zu Papier gebracht.

Doch dann fiel ihr etwas auf. „Woher weißt du, wie der Käufer die Puppe benutzt hat? Und woher wusste der Mann, dass es so mit dem Morden klappen könnte? Hat er es per Zufall herausgefunden?“ Während sie die letzten Worte sprach, wurde ihre Stimme immer schriller.

Zufall, ja das wäre möglich, redete sich Charlotte ein. Und vielleicht hat der Käufer einen Boten geschickt, damit Mom davon erfährt.

Doch so schnell diese einfachen Erklärungen in ihrem Geist auftauchten, so schnell verschwanden sie auch wieder und machten einem schrecklichen Verdacht Platz. Dazu passte auch das Zucken im Gesicht ihrer Mutter, das nach Triumph ausgesehen hatte.

Charlotte musste erst einmal tief Luft holen, doch dann sprach sie ihre Befürchtung aus. „Hast du dem Käufer diese Idee eingepflanzt? Belüge mich nicht! Ich will die Wahrheit wissen!“

„Das spielt doch keine Rolle“, erwiderte Kelly lächelnd und wollte die Hand ihrer Tochter greifen.

Doch Charlotte wich aus. Schweigend starrte sie die Mutter an, die den Blick kühl erwiderte.

„Also doch. Du warst es“, gab Charlotte nach einer Weile tonlos von sich. „Wie konntest du nur! Eine Todespuppe, das ist böse.“

Kelly schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. „Wenn sich der Erfolg herumspricht, werden wir unsere Preise erhöhen können. Dann...“

Charlotte war fassungslos. Wie hatte ihre Mutter sie nur so hintergehen können? „Du weißt, dass ich solche Puppen nie machen wollte.“

Kelly winkte ab. Ihre Stimme nahm an Schärfe zu. Sie hatte offensichtlich kein Interesse mehr daran, sich für irgendetwas zu rechtfertigen. „Du bist noch ein Kind, Charlotte. Glaube mir, in ein paar Jahren, wenn wir ein besseres Leben führen, wirst du mir dankbar sein.“

Charlotte reagierte nicht, als Kelly wieder nach ihrer Hand griff und diese fest umschloss. Erst nach einer Minute stand das Mädchen auf. Sie hatte einen Entschluss gefasst. „Ich werde keine Puppen mehr anfertigen. Nie wieder!“

Dann wollte sie sich von ihrer Mutter losreißen, aber Kelly hielt die Hand eisern weiter fest.

„Doch, das wirst du“, zischte Kelly O'Reilly mit harter Stimme. „Du tust, was ich dir sage. Sonst werde ich...“

Die Tür zum Wohnraum öffnete sich. Liam, der hereinkam, hatte die letzten Worte gehört. Und als er die angespannten Gesichter der beiden Frauen sah, wusste er, dass hier in diesem Moment Einschneidendes geschah. „Was wirst du, Kelly?“, fragte er nur. „Sprich nur weiter, denn ich will es auch wissen!“

Seine Ehefrau sprang auf, ließ Charlotte los und lief zu Liam. „Sag ihr, dass wir weitermachen müssen mit dem Voodoo-Zauber. Sag ihr, dass wir nur so zu Reichtum kommen werden. Nicht über deine Sattlerei. Sag es ihr, Liam!“

Doch Liam O'Reilly schüttelte den Kopf, trat zu Charlotte und legte ihr einen Arm um die Schultern. Charlotte schmiegte sich wie schutzsuchend an den Vater.

„Nein, Kelly. Es ist jetzt Schluss damit. Ich habe von dem seltsamen Toten gehört. Das ganze Viertel spricht davon.“

„Dad, ich wollte das nicht!“, rief Charlotte und fing wieder an zu schluchzen.

„Ich weiß. Dich trifft keine Schuld.“ Sein Blick richtete sich auf seine Frau.

Kelly stemmte die Fäuste in die Hüften. „So ist das also. Du sabotierst meine Bemühungen, uns aus diesem Loch hier zu befreien. Aber eins sage ich euch: In dieser Sache ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.“

Dann verließ sie wutschnaubend den Wohnraum.

Weder Charlotte noch Kelly gaben nach.

Eine Woche später fand Charlotte eine Notiz auf dem Esstisch mit nur wenigen Worten: ‚Ich will anders leben. Kelly.‘

Kelly O'Reilly, Mutter zweier Kinder und Ehefrau, hatte ihre Familie verlassen.

Ende der Rückblende

4.

Das Gesetz

1840

Benton City, Nevada, Vereinigte Staaten von Amerika

Am nächsten Morgen brach die Kutsche schon in der Dämmerung auf.

Die Fahrt verlief ohne besondere Vorkommnisse. Nach vielen Stunden erreichten sie ausgelaugt und müde am frühen Abend Benton City mit einem halben Tag Verspätung, denn die noch vorhandenen Zugpferde hatten nicht die hohe Geschwindigkeit des Sechsergespanns erreichen können, zumal keins der Tiere als Leitpferd ausgebildet war.

Der Stationsvorsteher lud die schwere Kiste mit dem Geld aus, das bereits sehnsüchtig erwartet wurde. Ein Bote brachte es zu den Silberfeldern und teilte es gemäß der Liste der abgegebenen Metallmengen aus. Die Reisenden, deren mürrische Gesichter verrieten, dass sie die Fahrt nicht im geringsten genossen hatten, quälten sich aus der Kutsche. Aber sie lebten und hatten nichts von ihrem Eigentum verloren.

Charlotte zerschnitt das Seil, das die Beine des Ganoven unter dem Pferd verband, zog den Gefangenen vom Pferd und machte sich dann mit ihm auf den Weg zum Sheriff's Office. Joe folgte fluchend. Ihm hatte der Ritt besonders zugesetzt. Seine Kleidung war staubig, sein Gesicht von der Anstrengung, sich auf dem Pferd halten zu müssen, gezeichnet.

Doch das Büro des Gesetzeshüters, dessen Tür nicht verschlossen war, war verwaist. Sheriff Connor und seine Deputys mussten unterwegs sein. Charlotte stöhnte verärgert auf. Sie hatte Kopfschmerzen, ihr tat vom Ritt alles weh, und die kurzen Nächte der letzten Woche forderten immer drängender ihren Tribut. Sie wollte nur eins - schlafen, und jetzt konnte sie diesen Hundesohn von einem Banditen noch nicht einmal dem Sheriff überstellen.

Doch nach weiterem Babysitten stand ihr so gar nicht der Sinn.

Connor hatte die Schlüssel zum Zellentrakt sicherlich mitgenommen, und so verwarf Charlotte den Gedanken, danach zu suchen und den Gefangenen selbst einzusperren. Aber als ihr Blick auf den Schreibtisch fiel, auf dem neben einigen Unterlagen auch ein Paar Handschellen lag, sah sie die Lösung. Sie zertrte den Banditen zum Tisch, nahm die stählerne Acht und öffnete die Tür zum Zellentrakt. Eine der karg eingerichteten Zellen stand offen, und sie stieß Joe

hinein. Dann schloss sie eine Schelle klickend um sein linkes Handgelenk.

„Setz dich!“, befahl sie barsch und drückte mit einer Hand auf seine Schulter.

Joe blickte auf den kahlen, schmutzigen Fußboden. Er widersetzte sich.

„Spinnst du?“

„Mir auch egal“, erwiderte Charlotte gleichgültig und zog Joes immer noch auf dem Rücken mit einem Strick gefesselten Arme nach oben, sodass der Bandit sich nach vorne beugen musste. Sie öffnete die andere Schelle und ließ sie um einen der Gitterstäbe einschnappen - etwa auf Höhe der Mitte des Rückens. Die Querstange darunter verhinderte, dass die Schelle mehr als einen Fuß nach unten rutschen konnte. Diese Haltung war für Joe mehr als unbequem.

„Dann bleibst du halt stehen.“

Jetzt begriff der Mann und zerrte an den Stahlfesseln. „Ist ja schon gut. Aber glaube mir, das wirst du alles bereuen, du dreckige, verdammte Hure, du. Man sollte dir...“

Charlotte ließ ihn fluchen, erwiderte jedoch nichts. Sie öffnete aber die Handschelle wieder. Joe setzte sich auf den Steinboden, wo er wieder an die Gitterstäbe angekettet wurde.

Sein Gesicht war rot vor Zorn. „Du bist so gut wie tot, du Schlampe. Und glaube mir, ich werd's langsam machen. Ganz langsam. Du wirst mich um Gnade anbetteln“, knurrte er.

Charlotte ignorierte ihn weiter, verließ das Gebäude und ging zum Rathaus hinüber.

Benton City war recht groß und mochte, alles in allem, über 1.000 Menschen beherbergen. Einige Straßen zweigten von der Main Street ab. Es gab einen General Store, diverse Läden für Pferdezubehör, einen Arzt und mehrere Amüsierbetriebe, die nicht selten von den hunderten Silbersuchern in Beschlag genommen wurden. Die Saloons boomten, der Alkohol floss in Strömen. Die Tanzmädchen leisteten Schwerstarbeit, und die Freudenmädchen konnten sich über fehlende Kundschaft nicht beklagen.

Es war nicht Charlottes erster Aufenthalt in dieser Stadt. Wenn sie auch dieses Mal ein bestimmtes Ziel damit verband, das über den Begleitschutz für einen Frachttreck hinausging. Anders als früher würde sie für längere Zeit bleiben. Endlich konnte sie ihren Plan in Angriff nehmen.

Im Rathaus beauftragte sie den Clerk: „Gebt Sheriff Connor Bescheid, dass ich ihm einen der Posträuber als Geschenk mitgebracht habe. Drei weitere liegen tot in der Wüste. Ich wohne im Hotel drüben.“

Der Mann, den Charlotte nicht kannte, schaute überrascht von seinen Papieren

auf. „Sheriff Connor ist tot. Er wurde erschossen.“

Damit hatte Charlotte nicht gerechnet. „Er war ein guter Mann. Wie ist es passiert?“

Der Clerk wurde unruhig. Ausweichend antwortete er: „Man weiß es nicht so genau.“

„Wer übt nun sein Amt aus? Sind die Deputys alle unterwegs?“

„Wir haben auch keine Deputys mehr. Nach Connors Tod haben sie ihren Job gekündigt und sind fortgeritten.“

Das verwunderte Charlotte, brachte sie aber sofort auf eine ungewöhnliche Idee. Falls dies klappte, konnte sie ihre Pläne deutlich beschleunigen, denn dann stand das Recht hinter ihr.

„Also vertritt niemand das Gesetz in der Stadt.“

Der Clerk bestätigte. „Es hat sich niemand gefunden, der sich zur Wahl stellen wollte.“ Offensichtlich wollte er noch mehr sagen, unterließ es dann aber.

„Wann findet die nächste Ratssitzung statt?“, wollte Charlotte wissen.

„Morgen, um die Mittagszeit.“

„Gut. Dann informieren Sie die Herren bitte, dass ich ihnen ein Angebot zu machen gedenke. Es betrifft das Gesetz in der Stadt und seine Durchsetzung.“

Der kleine Saal war bereits gefüllt, als Charlotte am anderen Mittag wieder im Rathaus auftauchte. Ihre beiden Revolver steckten in dem tief sitzenden Gürtelhalter. Die Patronenhalterungen waren gefüllt. Das Metall glitzerte im Sonnenlicht, das durch hohe Fenster in den Raum fiel.

Es war mehr als ungewöhnlich, dass eine Frau an einer Ratssitzung teilnahm, und Charlotte war sich dessen wohl bewusst. Aber man kannte sie in der Stadt und hatte ihr nicht wenige dringend erwartete Warenlieferungen zu verdanken. Der Rat hatte daher ihrem Wunsch entsprochen und sie zugelassen.

Noch ungewöhnlicher würde der Vorschlag sein, den sie den Männern, die offiziell die Geschicke der Stadt lenkten, unterbreiten wollte. Es wäre ein Präzedenzfall, aber Charlotte hatte die Paragraphen genau studiert. Den Posten des Sheriffs konnte sie nicht übernehmen, das sah das Gesetz nicht vor. Aber es gab eine andere Möglichkeit, und dieser Posten war mit ähnlichen Befugnissen verbunden. Denn für die Stadtverwaltung arbeiteten auch Frauen, wenn auch in

angegliederten Bereichen wie Kleinschule, Büroarbeiten oder Verpflegung. Doch andere Gebiete waren nicht explizit ausgeschlossen.

Diese Tatsache gedachte Charlotte zu nutzen.

„Meine Herren, ich danke Ihnen, dass Sie bereit sind, mich anzuhören“, begann sie und blickte in Gesichter, die alles mögliche widerspiegeln - Gleichgültigkeit, Ablehnung, Neugier, wenngleich Ablehnung deutlich überwog. Aber das hatte sie nicht anders erwartet. „Sheriff Connor ist in Ausübung seines Amtes gestorben.“ Sie wusste nicht, ob dies stimmte. Aber jemanden als Helden darstellen, das konnte nicht falsch sein. „Er hat Benton City zu einem sicheren Ort gemacht. Ich weiß, dass Sie alles unternommen haben, die Vakanz zu schließen. Ich bin davon überzeugt, dass sich ein Mann finden wird, der sich zur Wahl als Sheriff stellt. Doch bis dahin sollte ebenfalls jemand in Benton City für Recht und Ordnung sorgen.“

Die Ablehnung auf den Gesichtern intensivierte sich. Jeder im Raum glaubte begriffen zu haben, was Charlotte hier vorschlug.

„Miss O'Reilly, es ehrt Sie, dass Sie für die Stadt eintreten wollen, aber es ist ganz und gar ausgeschlossen, dass Sie als Sheriff kandidieren. Sie sprachen selbst vom Gesetz. Sheriff ist der Posten eines Mannes. Eine Frau ist dafür gänzlich ungeeignet.“

Charlotte lächelte angedeutet, denn dieser Einwand war folgerichtig. Darauf aber hatte sie sich vorbereitet. „Meine Herren, Sie alle wissen, wer ich bin. Ich habe der Stadt mehr als einen Geldtransport gesichert. Ohne dieses Geld in den Händen der Menschen würde Benton City eklatant an Einnahmen verlieren. Bedenken Sie, wieviel die Silbersucher hierlassen, wenn sie sich in die Amüsierbetriebe stürzen.“

„Das ist uns bewusst, und dafür danken wir Ihnen auch. Aber Sie wurden gut entlohnt für diese Dienste, ich sehe also nicht, was dies mit unserer Lage zu tun hat“, warf einer der Ratsherren ein. Er schien ungeduldig zu werden.

„Ich sehe, Sie sind in Eile. Also machen wir es kurz. Der Sheriffposten steht nicht zur Verfügung für mich, Deputy könnte ich werden, aber dafür benötigten wir einen Sheriff. Die Lösung ist ganz einfach: Ich werde als Town Marshal agieren. Sie kennen die Gesetze so gut wie ich. In den entsprechenden Passagen ist nirgends die Rede von Mann oder Frau, sondern nur davon, dass die Stadt, also Sie, meine Herren, einen Town Marshal anstellen darf. Mit Befugnissen wie ein Sheriff, zumindest bis zur Stadtgrenze.“

Im Raum wurde es schlagartig still.

Charlotte wartete ein paar Sekunden, um den Männern Zeit zum Nachdenken zu geben, bevor sie ihr wichtigstes Argument einsetzte. „Sie, die Ratsherren, sind die Mächtigen der Stadt. Und Sie alleine entscheiden über den Posten des

Town Marshals. Niemand sonst.“

Direkter wollte sie nicht werden, aber es war ein offenes Geheimnis, dass in Benton City vieles nur entschieden wurde, wenn ein bestimmter Mann, der noch nicht einmal Ratsmitglied war, sein Einverständnis dazu gab.

Die Frage für Charlotte war: Würden die Ratsherren auch in dieser Sache eine Erlaubnis einholen, die sicherlich nicht gegeben werden würde, oder würden sie so entscheiden, wie sie glaubten, dass der Stadtboss es wünschte? Oder würde sich der Rat zumindest in diesem Fall standhaft und mutig verhalten? Charlotte hatte den Männern mit ihren Worten vor Augen geführt, dass man sie als Marionetten bezeichnen konnte, und hoffte, dass dies den Ausschlag für eine Entscheidung in ihrem Sinne gab.

„Wir müssen uns beraten“, entschied der Vorsitzende.

Charlotte verließ den Sitzungssaal.

Ihr Vorschlag wurde noch am selben Tag angenommen. Die Stadt Benton City stellte sie als Town Marshal für die nächsten sechs Monate ein.

Charlotte O'Reilly vertrat nun das Gesetz.

Als erste Amtshandlung schickte sie den Postkutschenräuber mit einem bewaffneten Mann, den sie in der Frachtstation engagierte, nach Boulder, wo er seiner Verhandlung entgegensehen würde. Joe fluchte am laufenden Band, als er wieder auf dem Pferd festgebunden wurde. Die Kugel in seinem Fuß bereitete ihm sichtlich Schmerzen. Auch darum würde man sich in Boulder kümmern. Der Begleitmann grinste Charlotte zum Abschied zu, und dann ritten die beiden Männer los.

Der nächste Punkt auf Charlottes Agenda war schwieriger, denn was sie nun benötigte, waren Deputys. So machte sie jedem Begleitmann, der mit einer der Kutschen in die Stadt kam, ein entsprechendes Angebot. Der Rat war mit diesem Vorgehen einverstanden, denn Charlotte hatte angeboten, den Sold aus eigener Tasche zu bezahlen. Auch sie selbst wollte nur einen symbolischen Dollar pro Woche verdienen.

Im Verlauf der nächsten anderthalb Tage bekam sie so drei Deputys unter Vertrag. Das sollte genügen für eine im Grunde erstaunlich ruhige Stadt wie Benton City, in welcher der größte Verbrecher nur selten die Straßen entlangritt.

Am Abend des Tages nach ihrem Amtsantritt saß Charlotte im Saloon, eine Bourbonflasche vor sich. Der silberne Marshal-Stern an ihrer Jacke funkelte im Licht der flackernden Petroleumlampen.

Viele Männer belächelten sie. Eine Frau als Marshal, das schien ihnen nicht in den Kopf zu gehen. Charlotte hätte sie gerne gefragt, warum die Männer sich denn nicht selbst für diese Position ins Spiel gebracht hatten, aber sie unterließ es. Sie wollte die Bürger von Benton City nicht reizen und gegen sich aufbringen. Solange man ihre Anordnungen befolgte, war es ihr gleich.

Gäste kamen und gingen, der Lärmpegel im Schankraum stieg. Die Menschen waren ausgelassen. Viele Silbersucher warfen bereits mit dem Geld um sich, das sie erst vor wenigen Tagen erhalten hatten.

Charlotte, die in Gedanken versunken in ihren Drink starrte, spürte plötzlich eine grobe Hand, die sich auf ihre Schulter legte.

„Komm, Süße, ich will einen Tanz mit dir!“

Der Mann, der diesen Satz sprach, lallte schon. Er hatte dem Whisky offensichtlich ausgiebig zugesprochen. Seine Augen quollen aus den Höhlen hervor und starrten gierig auf die Frau. Den Stern schien er nicht zu bemerken. In der anderen Hand schwenkte er ein kleines, blaues Billett.

Charlotte schüttelte die Hand mit einer unwilligen Bewegung des Oberkörpers ab. „Ich bin keins der Tanzmädchen.“

„Natürlich bist du das“, gab der Mann unter Rülpsen zurück. „Alle Frauen sind das. Dafür seid ihr doch geboren worden.“ Er lachte meckernd. „Und nun los, steh auf. Ich habe einen Dollar gezahlt für zwei Tänze. Und die will ich jetzt. Wenn du gut bist, spendier ich dir auch einen Drink. Los, Puppe, zeig mal, was du so zu bieten hast!“

Mit grobem Griff umfasste er Charlottes Oberarm und zog sie hoch. Charlotte gab nach und leistete dem rüden Befehl scheinbar Folge. Noch hatten die anderen Gäste nicht bemerkt, was hier vor sich ging.

Der Betrunkene ließ seinen Blick über Charlottes schlanken Körper gleiten. Dann hefteten sich seine Augen auf die weiblichen Rundungen, die sich unter dem Hemd ein wenig versteckt präsentierten, aber dennoch mehr als nur zu erahnen waren. Die Gier in seinen Augen nahm zu. „Du solltest Röcke tragen. Da lässt sich doch viel mehr Bein zeigen.“ Wieder ertönte sein Lachen. „Und nun komm rüber in den Tanzsaal.“

Seine Finger streckten sich nach den Knöpfen von Charlottes Hemd aus. Es war klar, was er wollte.

Charlotte wich aus und blieb weiter scheinbar passiv. Sie hätte es auf eine Berührung ankommen lassen können, vielleicht eine Schlägerei und dann den Trunkenbold verhaften. Aber sie wollte etwas anderes, das mehr Eindruck machen würde, denn an Schlägereien war man hier im Saloon gewöhnt.

Das Verhalten des Mannes war abstoßend, aber noch nicht gesetzeswidrig.

Dazu fehlte noch etwas. Doch dazu würde sie ihn schon bringen. „Nein“, sagte sie nur und schob seine Hand weg. „Du nicht. Andere dürfen. Aber nicht du.“

Der Kopf des Mannes wurde rot. Der Alkohol hatte seine Sinne benebelt, und er sah nur noch die Frau vor sich, die sich ihm widersetzte. Das konnte er nicht zulassen, schien ihm der Teufel zuzuraunen. „Du entscheidest das nicht“, lallte er. „Du tust, was ich dir sage, Dreckstück. Rüber, du Nutte, sonst knall ich dir eine!“ Er redete sich immer mehr in Rage und wurde lauter. Andere Gäste wurden auf die Szene aufmerksam.

Charlotte lächelte maliziös. Nur ein paar Worte, die unzählige Male am Tag in der Stadt fielen - aber das war es, worauf sie gewartet hatte. Blitzschnell löste sie die Handschellen von ihrem Gürtel, griff nach dem Arm des Mannes, wirbelte ihn herum und hatte ihm schon die Hände auf dem Rücken gefesselt, noch ehe sein umnebeltes Gehirn begriff, was mit ihm geschah. „Ich verhafte Sie wegen Beleidigung einer Amtsperson. Sie werden 24 Stunden unter Arrest gestellt.“

Unter dem Johlen der anderen Gäste stieß sie den zeternden Mann, der wild um sich trat, aus dem Saloon und sperrte ihn ins Gefängnis.

„Morgen zahlen Sie noch zwei Dollar Strafe“, rief sie ihm zu, bevor sie die Zellentür abschloss. Der Betrunkene streckte sich auf der harten Liege aus. Er hatte das Fluchen eingestellt, denn nun griff wohl die Müdigkeit nach ihm.

Charlotte kehrte nach diesem kurzen Intermezzo wieder in den Saloon zurück. Hier war am ehesten mit Ärger zu rechnen, und sie wollte gleich zu Beginn ihrer Amtszeit klarstellen, dass von nun an wieder jede Übertretung der Gesetze geahndet werden würde. Es ging ihr nicht um Kerle wie diesen Trunkenbold, sondern um die Revolvermänner, die auf der falschen Seite des Gesetzes standen, weil sie jemand, der in Benton City das Sagen hatte, dafür bezahlte.

Und dann kam dieser mächtige Mann in den Saloon.

Knapp fünfzig Jahre alt, mit Glatze, etwas dicklich, aber immer noch eine imposante Erscheinung. Er strahlte Autorität aus, war edel gekleidet in dunkles Tuch. Etwas unpassend dazu trug auch er einen Revolvergurt, genau wie die beiden deutlich jüngeren Männer, die ihn begleiteten. Gunslinger, wie jeder unschwer an der gespannten, aber auch arroganten Haltung erkannte. Männer, die sich auf ihre Revolverschnelligkeit verließen, und bis jetzt jeden Kampf gewonnen hatten.

Die Gespräche im Schankraum erstarben, als die drei hereinkamen. Doch der glatzköpfige Mann lächelte scheinbar freundlich, forderte den Pianisten auf, weiterzuspielen und warf eine Lokalrunde. Die Freude darüber fiel gedämpft aus, obwohl wieder gejohlt wurde. Charlotte glaubte, die Furcht, die man vor diesem Mann hatte, spüren zu können.

Die drei kamen ohne Umschweife an ihren Tisch.

„Lassen Sie sich nicht stören, Town Marshal“, sagte der Fünfzigjährige. „Ich wollte Ihnen nur meinen Respekt zollen für Ihre Entscheidung, in meiner Stadt für Ruhe und Ordnung zu sorgen. So kann ich mich um Wichtigeres kümmern und meine Männer für anderes einsetzen. Rechnen Sie aber mit meiner Hilfe, wann immer Sie diese benötigen.“

Charlotte stand auf und schüttelte die dargebotene Hand. „Vielen Dank, Mr Mariner. Ich weiß Ihr Angebot sehr zu schätzen.“

Wieder lächelte Hank Mariner, der Mann, dem Benton City fast schon gehörte, soviel Einfluss und Macht besaß er. Mit einem leichten Nicken wandte er sich ab und ging in eins der Hinterzimmer, in welchem Kartenspiele stattfanden.

Was für ein verlogenes Schwein, dachte Charlotte voller Abscheu. ‚Meine Stadt‘ - nun, Mr Hank Mariner, es gibt von nun an eine Gegenspielerin für Sie.

Charlotte goss sich einen weiteren Bourbon ein und trank das Glas in einem Zug leer. Ihre Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, als ihr der Name Mariner das erste Mal begegnet war.

5.

Der Todeskampf

Rückblende ins Jahr 1835

Baton Rouge, Louisiana, Vereinigte Staaten von Amerika

Das kleine Zimmer lag direkt unter dem Dach. Es war genauso schäbig wie das Viertel von Baton Rouge, in dem dieses Hotel, das nur eine bessere Absteige war, stand. Alles war heruntergekommen, abgewohnt und nur notdürftig repariert. Doch für Charlottes Zwecke genügte es, und es war billig, kostete nur einen Dollar pro Woche. Lange würde sie ohnehin nicht mehr hier sein. Die Summe, die sie unbedingt beschaffen musste, war bald zusammen. Wenn alles gutging, heute schon.

Charlotte machte Schattenboxen, lief auf der Stelle und vollführte andere Übungen, die ihren Körper auf Touren brachten. Nach zehn Minuten fühlte sie sich fit, trocknete sich den Schweiß ab und begann mit den Vorbereitungen.

Sie nahm das breite, graue Stofftuch und wickelte es fest um ihren nackten Oberkörper. Sie zerrte daran, hielt die Luft an und zog den Bauch ein, nur, um die Schnürung noch enger gestalten zu können. Es würde sie behindern, bei dem, was sie tun wollte, aber es war unumgänglich. Nach ein paar Korrekturen zog sie das blaurote Hemd, von dem sie die Ärmel an der Schulter abgetrennt hatte, darüber, knöpfte es bis zum Hals zu und betrachtete sich in dem handgroßen Spiegel, der gut erhalten wirkte und fast fehl an diesem Platz schien.

Charlotte studierte ihr Aussehen von allen Seiten und nickte zufrieden. Ihre Brüste waren nicht mehr zu erkennen.

Aus einer kleinen Schatulle nahm sie den wenige Inch langen Bart aus Pferdehaar, den sie vor vielen Monaten einer Schauspielertruppe abgekauft hatte, trocknete sich noch einmal mit einem Tuch das Gesicht und klebte sich den Bart mit Hilfe einer speziellen Tinktur, die sie von den Indianern des Stammes der Neue erworben hatte, ans Kinn, die Wangen und zwischen Oberlippe und Nase. Ihr Gesicht veränderte sich auf einen Schlag grundlegend. Das Kopfhhaar trug sie ohnehin kurz, kaum fingerlang. Auch das eine Notwendigkeit, aber Charlotte sehnte den Tag herbei, an dem sie es wieder wachsen lassen konnte.

Als nächstes schmierte sie sich ein wenig Ruß ins Gesicht. Auch dies diente

der Tarnung.

Das Prozedere, das sie in den letzten Monaten vervollkommen hatte, war beendet, die Verwandlung vollzogen. Zusammen mit ihrer Größe von knapp über sechs Fuß und der hageren Gestalt ging sie nun problemlos als Mann durch. Zumal niemand dort, wo sie die nächsten Stunden verbringen wollte, mit einer Frau rechnete.

Charlotte hatte wieder ihre Zweitidentität als Álvaro Clay angenommen, der Kämpfer, der zu den Fights wie aus dem Nichts auftauchte, manchmal verlor, aber viel öfter gewann, und danach wieder genauso geräuschlos verschwand.

Nach den vielen Vorkämpfen, die ihr auch Geld eingebracht hatten, sollte heute der große Coup folgen. Charlotte hatte den amtierenden Champion im Underground-Boxen herausgefordert. Die Wetten standen 10:1 gegen sie. Gewann sie aber, konnte sie den Arzt für das nächste Jahr bezahlen.

Charlotte zog die lange, weite Hose an, in der sie sich in nichts von den anderen Kämpfern unterschied, und schlüpfte in die leichten Stiefel, die ihr eine gute Beweglichkeit in den Fußgelenken erlaubten. Anschließend fischte sie die kleine Zeichnung mit den zwei nebeneinanderliegenden Motiven aus dem Kästchen und signierte diese. Mit ein wenig Spucke feuchtete sie das Papierstück an, legte es auf die Fingerglieder der rechten Hand unterhalb der Knöchel und wickelte ein dünnes, weißes Tuch darum, das sie im Handballen verknötete.

Eine, wie es aussah, verbundene Hand war ungewöhnlich, und die meisten Kämpfer, gegen die sie angetreten war, verhöhnten sie wegen dieser Marotte. Auch, dass sie immer im Hemd auftrat, hatte zuerst Kopfschütteln hervorgerufen. Aber in den Underground-Kämpfen war man schrullige Charaktere gewöhnt, denn es stand jedem Boxer in gewissem Rahmen frei, wie er antreten wollte. Die meisten blieben jedoch bei dem, was sie auf der Straße gelernt hatten - der reine Faustkampf, der auf roher Kraft beruhte.

Zum Schluss warf sich Charlotte noch einen langen Kapuzenmantel über, bevor sie die Treppe des Hotels hinabstieg.

Im Schatten der Häuser lief sie in der nachmittäglichen Hitze die schmutzigen Straßen entlang. Aus offenstehenden Fenstern tönten laute Stimmen, oft Geschrei. Manche sprachen Englisch, viele Französisch. Charlotte wich ein paar kleineren Gruppen aus, bog in eine ruhigere Seitenstraße ab und erreichte schließlich den Saloon, in dessen Anbau der Kampf stattfinden sollte, trat durch die Schwingtür ein und zog die Kapuze ein wenig zurück, sodass ihr Gesicht erkennbar wurde. Sich vorstellen, das musste sie nicht. Man kannte sie hier.

„Álvaro Clay!“, rief der kahlköpfige Wirt mit der dreckigen Schürze erfreut, erwartete er sich doch heute hohe Umsätze.

Charlotte nickte ihm knapp zu und erwiderte mit betont tiefer Stimme: „Ich bin bereit.“

Aus der Tasche ihres Mantels zog sie einen prall gefüllten Beutel, den sie dem Wirt gab. „1.000 auf Sieg. Meinen Sieg.“ Sie ließ ihren Blick über die Menschen hinter sich schweifen. „Wer ebenfalls gewinnen will, zieht nach.“

Ein paar der Männer schienen nur auf dieses Wort gewartet zu haben, denn sie erhoben sich nun und zogen ebenfalls Münzen hervor. Der Wirt sah es mit Genugtuung, bat um einen Moment Geduld und rannte hinter dem Tresen zur Tür, die zum Anbau führte. Er riss sie auf und rief hinein: „Wer noch Wetten abschließen will, muss sich beeilen. Sobald die Kämpfer im Ring stehen, ist die Kasse geschlossen!“

Charlotte, die ihm folgte, gab dem Mann, der ihr den Weg verspernte, einen kräftigen Stoß, sodass er in die Kampfhalle stolperte. Wortlos ging sie an ihm vorbei. Der Saal war gut besucht. Mehr als einhundert Zuschauer standen an den Wänden verteilt. Viele Cowboys waren darunter, aber auch Honoratioren. Die Männer waren deutlich in der Überzahl. Nur gelegentlich sah Charlotte Frauen, deren offenherzige Kleidung auf den Beruf hindeutete.

Charlotte zog den Kapuzenmantel aus und legte ihn über den freien Stuhl, der in der Ecke des Kampfareals stand. Dann trat sie in den abgesteckten Bereich.

Ihr Gegner war ein Hüne von einem Mann. Groß, überaus muskulös, aber auch ein wenig schwammig. Die Nase war schief, wohl das Ergebnis einiger Brüche, die nicht sauber verheilt waren. Sein nackter Oberkörper glänzte ölig. Während Charlottes Augen vor Energie funkelten, waren die ihres Gegners matt und fast leblos. Nur langsam bewegten sie sich hin und her.

Aber Charlotte ließ sich nicht täuschen. Herbie Delaware hatte die Kämpfe um die Krone des Undergroundfights drei Jahre in Folge gewonnen. Und seine Siege waren schnelle Knockouts gewesen. Der Mann hatte Kraft wie drei Bullen zusammen, und er wusste, diese einzusetzen.

Charlotte hatte Delawares letzte Kämpfe genau verfolgt, als sie sich als Schankmädchen verkleidet hatte. Der Mann war langsam, und das war ihre Chance.

„Herbie Delaware“, sagte Charlotte und spuckte in die Hände. Sie tänzelte ein wenig auf den Zehenspitzen, machte ein paar Schattenboxhiebe, und war schließlich bereit zum Kampf.

„Álvaro Clay“, erwiderte der amtierende Champion mit seiner Bassstimme. Er stand weiter bewegungslos da und ließ die Arme hängen.

Der Ausrichter rief laut: „Ruhe! Wir fangen gleich an.“ Er wartete ein paar Sekunden, in denen die Gespräche erstarben, und fuhr dann fort: „Die Regeln sind denkbar einfach. Ihr kämpft, bis einer bewusstlos oder tot ist. Wer noch

kämpfen kann, aber aufgibt, behält sein Leben, wird aber von diesen Fights verbannt. Feiglinge wollen wir hier nicht sehen!“

Die letzten Worte quittierten die Zuschauer mit zustimmendem Brüllen. Whisky-Flaschen stießen klirrend aneinander.

„Wer den markierten Bereich verlässt, wird wieder reingeworfen. Dazu dienen diese Herren hier!“ Er deutete nach links auf vier Männer, die früher ebenfalls gekämpft hatten, nun aber zu alt für spannende Fights waren. Aber als Gruppe konnten sie es immer noch mit jedem aufnehmen.

Der Ausrichter trat zurück und gab das Startkommando. „Los geht's!“

Die Menge johlte wieder.

Charlotte tänzelte in die Mitte des Kampfbereiches und hielt die Fäuste vor das Gesicht. Herbie kam mit großen Schritten aus seiner Ecke näher und hatte nun die Hände ebenfalls erhoben. Dann schlug er mit der Rechten zu, aber es war für Charlotte kein Problem, auszuweichen. Sie sah den Schlag schon im Ansatz, noch bevor die Faust vorschnellte. Dafür setzte sie mit der Linken einen Treffer auf Herbies Niere. Der Mann lächelte nur müde über den Hieb.

Charlotte wich sofort zwei Schritte zurück. Sie wusste, dass sie ihren Kontrahenten mit Links nicht besiegen konnte. Aber darum ging es auch nicht. Es war Ablenkung. Herbie Delaware sollte sie noch mehr unterschätzen, als er es bei all seinen Gegnern ohnehin tat.

Noch zweimal konnte Charlotte mit Links einen Treffer landen, während sie selbst jedem gegnerischen Schlag ausweichen konnte. Dann aber machte sie ernst. Sie hechtete nach vorne, ließ sich zu Boden fallen, rollte sich ab, sprang wieder auf und hatte mit diesem völlig überraschenden Manöver Delaware so verblüfft, dass dieser für einen Moment den Kopf senkte. Das war ihre Gelegenheit. Blitzschnell schoss ihre Rechte vor, und der äußere Teil der Faust traf den riesigen Mann an der Wange.

Der Schlag war hart, und viele andere hätte er vielleicht umgeworfen, aber der Champ hätte auch das mit einem Kopfschütteln überstanden. Doch ihn traf nicht nur Charlottes Muskelkraft, sondern weitaus mehr. Die Zeichnung, die sie unter dem Verband der rechten Hand trug, zeigte im äußeren Teil Delawares Nase, deren Abbild Charlotte am Vortag als Zuschauerin beim Showtraining des Champions angefertigt hatte. Die Auftreffwucht ihres Schlags übertrug sich auf die Zeichnung. Und diese verstärkte den Druck gigantisch und transportierte ihn über die Kopplung zwischen Bild und Realität auf Delawares Nase, ohne dass diese direkt getroffen worden war..

Delawares Kopf flog zur Seite, als hätte ihn ein Hammer getroffen. Es knackte, und seine Nase brach. Blut schoss in weitem Bogen heraus und besudelte den Boden. Herbie Delaware taumelte zurück und geriet aus dem Kampfkreis. Doch

sofort schoben ihn kräftige Hände zurück.

Der Hüne blickte den Herausforderer mit ungläubigem Staunen an.

Charlotte wischte sich mit dem Unterarm über ihre Nase, die ebenfalls blutete. „Das war nur der Vorgeschmack!“, höhnte sie und grinste kalt. „Du hast keine Chance.“

Delaware walzte wütend auf sie zu. Er schlug eine Doppelkombination, und diesmal konnte Charlotte nur dem ersten Schlag vollständig ausweichen. Der zweite traf sie an der Schulter und wirbelte sie herum. Für einen Moment fühlte sich die Schulter taub an. Aber nun lag Delawares rechte Seite ungeschützt vor ihr. Noch im Fallen schlug Charlotte mit der Rechten wieder zu, achtete aber darauf, den Mann mit den beiden inneren Fingern zu treffen. Das zweite Motiv der Zeichnung übertrug nun die Schlagkraft auf das reale Ziel.

Herbie Delaware schrie auf, denn was er verspürte, schien ein Schmiedehammer zu sein, der auf seine Leber eindrosch. Er krümmte sich zur Seite und verlor für einen Moment die Orientierung. Indes rappelte sich Charlotte blitzschnell wieder auf, legte mit Links nach und donnerte dann erneut die Rechte in die Gegend der Leber.

Der Kampf wogte noch über zwanzig Minuten hin und her, und Charlotte musste einige Treffer einstecken, denen sie nur einen Teil ihrer Wucht durch geschicktes Ausweichen nehmen konnte. Ihre Lippen waren aufgeplatzt, die Nase blutete kontinuierlich, und innere Verletzungen waren bei der Härte von Delawares Schlägen fast schon sicher. Ihr Kopf dröhnte, und bei einem Sturz hatte sie sich das linke Knie verdreht. Charlotte variierte ihre Schläge, setzte die schwache Linke und die kraftverstärkte Rechte abwechselnd ein, wenn sie eine Chance gewährte, dass sie in der ungefähren Zeichnungszielregion einen Treffer landen konnte. Nicht immer gelang es ihr, Außen- oder Innenseite der Hand primär als Schlagwaffe zu nutzen, sodass Delawares Kopf einmal zur Seite flog, obwohl sie ihn in den Magen getroffen hatte. Aber in der Hitze des Kampfes bemerkte dies niemand. Das Publikum berauschte sich am Fight, es wollte Blut sehen, und das sah es reichlich. Der Boden des Kampfbereiches war übersät mit roten Flecken.

Doch Charlotte war zäh. Ihre Ausdauer war der Delawares deutlich überlegen. Sie konnte Schmerzen lange Zeit aushalten und ignorieren. Aber beide Kämpfer wurden langsamer, benötigten längere Pausen, bis sie wieder angriffen. Charlottes Schlagfrequenz nahm langsamer ab als die ihres Gegners.

Charlotte gewann schließlich die Oberhand. Mit einem Schrei, der all ihre Kraft bündeln sollte, schlug sie Delaware beide Fäuste ins Gesicht, ließ sich erschöpft zur Seite fallen und kroch zurück.

Herbie Delaware schwankte und fiel dann langsam wie ein gefälltter Baum zu Boden. Wuchtig schlug er auf, ohne sich irgendwie abfangen zu wollen, und

rührte sich nicht mehr.

Charlotte richtete sich keuchend drei Yards entfernt wieder auf. Sie stützte sich mit den Händen auf den Knien ab und hoffte, dass sie wenigstens eine Minute Erholung herausgeschlagen hatte. Nur ihr schnelles Auge und ihre Fußarbeit, deren Sinn sich in der Boxszene noch nicht durchgesetzt hatte, gaben ihr überhaupt eine halbwegs realistische Chance, diesen Kampf zu gewinnen. Doch lange durfte er nicht mehr andauern.

Unverwandt starrte sie auf Delaware, bereit, auf ihn zuzurennen und zuzuschlagen, sobald er sich wieder aufgerichtet hatte. Den Moment, bevor er stabil stand, musste sie unbedingt ausnutzen, um ihn sofort mit einem Kinnstreffer wieder niederzustrecken.

Doch Delaware stand nicht mehr auf.

Die Anfeuerungsrufe aus dem Publikum wurden drängender.

„Herbie, du Flasche, hoch mit dir!“, rief einer der eher elegant gekleideten Männer. Sein Gesicht war wutverzerrt. Wahrscheinlich hatte er auf Sieg gesetzt, und den falschen für die Krone auserkoren.

Die Schmähungen wurden lauter. Viele reckten wütend die Fäuste in die Luft. Nicht wenige brüllten, sie würden es mit Álvaro Clay jederzeit aufnehmen, aber es war der Alkohol, der aus ihnen sprach.

Charlotte wartete darauf, dass der Ausrichter das Ende des Kampfes verkündete, denn es war offensichtlich, dass Delaware k.o. war. Doch noch zögerte der Veranstalter, und Charlotte hütete sich, ihn aufzufordern, den Sieger zu verkünden. Sie wusste, dass nur wenige auf sie gesetzt hatten, denn sie war der unnahbare Kämpfer, während Delaware nach seinen Siegen oft eine Saloonrunde schmiss. Sowas kam an bei den Männern von Baton Rouge.

Doch schließlich konnte der Ausrichter den Call nicht länger hinauszögern. „Sieg durch K.O. - Álvaro Clay!“ Seiner Stimme fehlte jeglicher Enthusiasmus bei dieser Bekanntgabe.

„Danke“, keuchte Charlotte dennoch, verbeugte sich in Richtung Zuschauer und verließ den Kampfsaal. Kaum jemand jubelte ihr zu, doch das war ihr egal. Sie humpelte zum Wirt und ließ sich den Gewinn auszahlen - satte 10.000 Dollar.

„Gib mir eine Flasche von dem guten Whisky. Nicht das dünne Zeug, das du sonst ausschenkst“, bestellte sie und sah den Wirt durch geschwollene Augen an. In ihrer Stimme, die kratzig klang, schwang eine unterschwellige Drohung mit.

Der Wirt beeilte sich, ihrem Wunsch zu entsprechen, und griff unter den Tresen. Er gab Charlotte die Flasche und steckte die zwanzig Dollar so schnell ein, als fürchtete er, dieser Álvaro Clay könnte sie ihm wieder wegnehmen.

Charlotte drehte sich um und verließ, das eine Bein ein wenig nachziehend, den Saloon. Der Weg durch die Stadt war mühevoll, und sie musste all ihre Willenskraft aufbringen, um nicht einzuschlafen.

Aber sie erreichte ihr Hotel, ohne von jemandem aufgehalten worden zu sein. In der kleinen Kammer entfernte sie ihre Verkleidung und versorgte notdürftig die oberflächlichen Wunden. Dann schlief sie zwei Stunden, bis die Nacht hereinbrach.

Charlotte zog ein bodenlanges, weit schwingendes Kleid an, da ihr Körper an allen Stellen schmerzte, und sie nichts Enges auf der Haut spüren wollte. Sie begab sich zum Mietstall, der nicht weit vom Hotel entfernt lag. Das Geld trug sie in einem breiten Ledergürtel, der nun wie ein Schlauch um ihren Bauch gewickelt war und in den Falten des Kleides fast vollständig verschwand. Unter Stöhnen schwang sie sich auf das Pferd und ritt aus der Stadt. Sie litt mörderische Qualen, und der Ritt würde ihre Verletzungen vielleicht noch verschlimmern. Jeder Arzt hätte ihr Bettruhe verordnet.

Aber es ging nicht anders.

Jemand, der ihr nahestand, litt noch mehr.

Am anderen Morgen kam sie in Second City an, wie das verschlafene Nest etwa dreißig Meilen östlich von Baton Rouge hieß. Hier kannte niemand den Kämpfer Álvaro Clay, dafür eine Lady namens Charlotte O'Reilly, die, so sagte man, einen gewalttätigen Ehemann hatte. Das Gerücht hatte Charlotte selbst gestreut, um die vielen Verletzungen, mit denen sie regelmäßig in der Stadt auftauchte, zu erklären.

Sie ritt zum Haus des Arztes, der die Wunden fachkundig säuberte.

„Miss O'Reilly, Sie müssen Ihren Ehemann verlassen“, sagte Doc Bradbury nicht zum ersten Mal. Er war ein alter Mann mit schlohweißem Haar. Seine Hände zitterten leicht, aber immer noch war er ein begnadeter Arzt, und sein Wissen über den menschlichen Körper und wie man ihn heilte, war weithin berühmt.

„Später“, schob Charlotte den Vorschlag müde zur Seite und zog das Geld aus dem Gürtelschlauch. „8.000 Dollar“, sagte sie und schob dem Arzt einen großen Haufen Münzen zu. „Das wird reichen für die Behandlung, haben Sie mir versprochen.“

Der Arzt machte ein ernstes Gesicht. „Das würde es. Aber, mein Kind, der Zustand hat sich rapide verschlechtert. Wir reden nicht mehr über Jahre oder auch nur Monate.“

Charlottes Gesicht verlor sämtliche Farbe, als sie dies vernahm. „Aber Sie

haben doch gesagt...”

Der Arzt nahm ihre Hände und drückte sie sanft. Er wollte Trost spenden, aber es blieb doch eine hilflose Geste. „Der innere Verfall schreitet schneller voran als vorhergesehen. Ich kann leider nichts tun, um ihn aufzuhalten. Das Leben Ihres Vaters liegt nun allein in Gottes Hand.“

Charlottes Oberkörper ruckte hoch. „Ich will ihn sehen. Jetzt!“

„Natürlich“, nickte der Arzt und stand auf.

Charlotte folgte ihm die Treppe hinauf in ein dunkles Zimmer. Die dicken Vorhänge waren zugezogen. In dem Bett unter dem Fenster lag eine ausgezehnte Gestalt. Der Mann hatte dünnes, graues Haar, seine Wangen waren eingefallen, und er atmete flach und röchelnd. Seine Augen waren geschlossen, doch die Lider hoben sich flatternd, als er Schritte hörte, die sich seinem Bett näherten.

„Dad“, flüsterte Charlotte ergriffen. Ihr Vater sah viel schlechter aus als bei ihrem letzten Besuch vor zwei Wochen. Sie kniete sich an die Seite des Betts auf den Boden und nahm die dürre, knochige Hand ihres Vaters.

Kalt, dachte sie erschrocken. Seine Hand ist so kalt.

Unwillkürlich hauchte sie darauf, so wie ihr Vater es vor vielen, vielen Jahren bei ihr getan hatte, wenn ihr kalt gewesen war oder sie sich verletzt hatte.

„Charlotte“, kam es kaum hörbar über die spröden Lippen des Kranken. „Es tut so gut, dich noch einmal zu sehen, bevor...“

„Sei still, Vater!“, schrie Charlotte hysterisch. „Ich will es nicht hören! Du wirst wieder gesund. Doc Bradbury wird alles tun, damit du wieder gesund wirst. Ich habe das Geld für die Behandlung.“ Sie warf einen flehentlichen Blick zum Arzt, der im Türrahmen stand. Bradbury nickte, aber sein Gesicht drückte Bedauern aus.

„Hast du Jake getroffen?“, fragte Liam O'Reilly. „Er ist doch in der Stadt, hat man mir gesagt.“

Er ist verwirrt, dachte Charlotte bestürzt. Jake ist wer weiß wo, aber bestimmt nicht hier. Er war noch kein einziges Mal hier.

„Kannst du Jake zu mir bringen? Ich möchte ihn auch noch einmal sehen, bevor ich meinen letzten Weg gehe.“

Charlottes Augen füllten sich mit Tränen. Dad hat aufgegeben, ging es ihr in diesem Moment auf. Sie brachte es nicht übers Herz, ihrem Vater die Wahrheit zu sagen. „Er kommt heute Abend, ich verspreche es dir.“

„Danke, Schatz“, sagte Liam leise und strich seiner Tochter über die Wange. Er

spürte wohl die Verletzungen, und schien auch zu erkennen, was er fühlte. So fragte er: „Was ist mit deinem Gesicht?“

Charlotte nahm die Hand ihres Vaters, zog sie von ihrer Wange weg und legte sie unter die Bettdecke. „Es ist nichts weiter. Ein Unfall im Wald. Vergiss es!“

„Dann ist es gut“, erwiderte Liam schwach und schloss erschöpft die Augen.

„Schlaf ein wenig, Dad“, sagte Charlotte mit brüchiger Stimme und erhob sich mühevoll. Um ihren Vater nicht zu beunruhigen, unterdrückte sie das Stöhnen, das ihr über die Lippen wollte. „Du wirst sehen, danach geht es dir besser. Ich komme nachher wieder vorbei.“

Mit dem Arzt verließ sie das Krankenzimmer und ging nach unten.

„Wie lange hat er noch?“, fragte Charlotte und wollte doch im gleichen Moment die Antwort gar nicht hören.

„Ein paar Tage, höchstens“, erwiderte der Arzt.

Es waren die schrecklichsten Worte, die Charlotte in den letzten Jahren gehört hatte.

Am Abend stieg ein Mann Anfang Dreißig die Treppe zum Zimmer von Liam O'Reilly hinauf. Er sah aus, wie Charlotte sich ihren Bruder in diesen Tagen vorstellte. Denn gesehen hatte sie ihn das letzte Mal vor über fünf Jahren.

Vorsichtig öffnete der Mann die Tür und ging in das Zimmer. Er hörte leises Schnarchen, trat dennoch an das Bett heran und rüttelte den Mann an der Schulter.

„Hello, Dad“, flüsterte er. „Ich bin's, Jake.“

Liam öffnete die Augen, doch in dem Zimmer, in dem nur eine kleine Öllampe neben der Tür brannte, konnte er nur Umrisse erkennen. Er griff die Hand des Mannes, den er für seinen Sohn hielt, dann weinte er lange.

Die beiden Männer wechselten nur wenige Worte, aber Liams ganze Körperhaltung, die immer so verkrampften Arme und Beine, alles entspannte sich, und sein Gesicht nahm einen fast glücklichen Ausdruck an.

Nach einer Stunde umarmte der Mann den Kranken und verließ das Zimmer.

Vor der Tür wartete Charlotte auf ihn. „Hat er es geglaubt?“

Der Mann nickte. „Für ihn war ich Jake.“

„Sehr gut“, erwiderte Charlotte und gab dem Mann 20 Dollar für das Schauspiel. Sie hasste sich für diese billige Scharade, die sie hier durchgeführt hatte. Aber wenn es die letzten Tage ihres Vaters erleichterte, würde sie mit

dieser Lüge leben können.

Plötzlich hörte sie aus dem Innern des Zimmers einen ungewöhnlich lauten Ruf. Charlotte stürzte hinein.

„Vater?“, fragte sie alarmiert. „Brauchst du etwas?“

„Komm her, mein Kind“, hauchte Liam und hustete bellend.

Charlotte trat wie am Vormittag zum Bett und kniete sich hin.

„Charlotte, deine Mutter und ich, wir haben dich immer als unsere Tochter gesehen“, begann er. „Das darfst du nie bezweifeln.“

„Dad, ich weiß“, weinte Charlotte. „Niemand hat mir je das Gefühl gegeben, dass ich nicht dazugehöre. Ich weiß zwar nicht, wo ich herkomme, aber dass du und Mom mich aufgenommen habt, war das Beste, das mir passieren konnte.“

Sie tätschelte die Hand ihres Vaters, aber gleichzeitig fürchtete sie sich vor dieser Berührung, denn sie machte alles real. Charlotte glaubte, dass die Hand noch kälter als am Vormittag geworden war. Es schien, als wiche das Leben mit jedem Atemzug Stück für Stück aus ihm.

„Versprich mir, dass du deiner Mutter nicht mehr böse sein wirst. Sie hat nicht dich oder Jake verlassen, sondern nur mich. Sie...“

Während Charlotte sich mit dem Ärmel des Kleids die Tränen aus den Augen wischte, unterbrach sie: „Mom war egoistisch. Sie wollte ein edles Leben. Da waren wir nur hinderlich.“

Liam hustete erneut und packte ihre Hand. Ungewohnt fest schlossen sich seine Finger um ihr Handgelenk. „So darfst du nicht über Kelly reden. Sie wollte mehr als nur überleben. Und das hat sie auch verdient. Ich konnte es ihr nur nicht geben.“

„Dann hätte sie darauf verzichten sollen! Ihr habt euch doch geliebt!“

Liams dünne Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. „Du bist temperamentvoll, Charlotte. Das liebe ich so an dir. Behalte diese Leidenschaft bei, denn sie macht das Leben so viel lebenswerter.“ Übergangslos wechselte er das Thema. „Die Liebe zwischen deiner Mutter und mir war nicht stark genug. Doch ihre Liebe zu dir und Jake ist davon völlig unbeeinträchtigt. Vergib ihr, darum bitte ich dich.“

Charlotte zögerte mit einer Antwort. Sie wollte nicht ein zweites Mal an diesem Tag lügen. So antwortete sie nur: „Ich werde es versuchen.“

Liam lächelte. Kraftlos fielen ihm nun die Lider zu. Seine Atemzüge verlangsamten sich.

Für eine lange Weile schwiegen beide, bis schließlich Charlotte vorsichtig die

Finger ihres Vaters um ihr Handgelenk öffnete. Sie wollte gerade aufstehen, als Liam flüsterte: „Eines will ich dir noch sagen, bevor ich gehe. Hank Mariner. Er hat uns die Farm in Louisiana abgenommen. Dort wäre vielleicht alles anders verlaufen.“

Charlotte war für einen Moment verwirrt. Die Farm - an die hatte sie seit Jahren nicht mehr gedacht. Es war eine schöne, wenn auch kurze Zeit dort oben gewesen. Und dann waren sie nach New Orleans gegangen, weil ihre Eltern das so wollten.

Was meinte ihr Vater mit ‚abgenommen‘?

Liam erklärte es ihr.

„Dad, das war unglaublich mutig von dir“, sagte Charlotte, und sie meinte es auch so. „Du hast dein Leben aufgegeben, um uns zu retten.“ Den Zusatz, dass ihre Mutter das genaue Gegenteil später in New Orleans getan hatte, als sie die Familie verlassen hatte, äußerte sie nicht.

„Danke, Charlotte. Dein Verständnis bedeutet mir sehr viel.“

Liams Stimme war bei diesen Worten immer schwächer geworden. Er seufzte noch einmal tief und rührte sich dann nicht mehr. Charlotte zog die Bettdecke ein Stück herunter, legte das Ohr auf die knochige Brust ihres geliebten Vaters und horchte.

Aber sie hörte nichts.

Das Herz von Liam O'Reilly hatte aufgehört zu schlagen.

Charlotte weinte still. Lange Zeit tat sie nichts weiter, als bei ihrem toten Vater zu sitzen.

Sie trauerte, aber gleichzeitig stieg ein mächtiges Verlangen in ihr auf, das stärker war als alles, was sie bis dahin begehrt hatte.

Hank Mariner hatte ihren Eltern die Farm weggenommen. Er hatte damit ihre Eltern ins Unglück gestürzt. Er hatte Jake und ihr die Mutter genommen.

Sie würde nach Hank Mariner suchen, und dann würde er für alles bezahlen.

So dachte Charlotte O'Reilly und ordnete von nun an alles diesem Ziel unter.

Ende der Rückblende

Die Silberclaims

1840

Benton City, Nevada, Vereinigte Staaten von Amerika

Charlottes Gedanken kehrten wieder zurück ins Hier und Jetzt. Sie vermisste ihren Vater, und für einen Moment übermannte sie die Trauer über seinen Verlust. Dann aber straffte sie sich, stand auf, zahlte und verließ den Saloon. Draußen atmete sie erst einmal tief durch. Die kühle Nachtluft erfrischte und machte ihren Kopf wieder frei.

Die Suche nach Hank Mariner war langwierig gewesen. Charlotte hatte seine Spur im Norden Louisianas an ihrer ehemaligen Farm aufgenommen. Doch von dem Farmhaus und den Feldern war nichts mehr zu sehen gewesen. Was Mariner vor über 20 Jahren mit diesem Stück Land gewollt hatte, konnte Charlotte nicht mehr erkennen, denn die Natur hatte das Gebiet zurückerobert. Sie war Mariners Fährte gefolgt, hatte sie mehrfach verloren, aber nie aufgegeben. Und dann hatte sie von Benton City gehört und war vor ein paar Monaten unauffällig als Begleitschutz einer Frachtlinie angekommen. Doch Mariner war nicht vor Ort gewesen, und man hatte gemunkelt, dass er die Stadt sogar für einige Monate verlassen hätte. Sein Vorarbeiter, Dan Kincaid, hielt die Stellung. Für Charlotte hatte das weitere Wartezeit bedeutet, aber daran war sie gewöhnt. Sie war wieder und wieder in die Stadt gekommen, und nun war auch Hank Mariner endlich vor Ort.

Als Charlotte am Mietstall vorbeikam, trat ein Mann heraus auf die von ein paar Lampen in den Fenstern der Häuser leidlich beleuchtete Main Street. Charlotte erkannte ihn auf Anhieb. Diese Statur, die Bewegungen, das war unverwechselbar. Ihr Gesicht hellte sich auf, und die Rachedgedanken traten in den Hintergrund. Die Begegnung geschah unerwartet, war aber ein schöner Zufall. „Hey, Lance!“, rief sie fröhlich und blieb stehen.

Der Angesprochene, der bereits in die andere Richtung unterwegs war, drehte sich um. Er grinste breit, als er die wenigen Schritte zu ihr zurückging und sie sofort fest umarmte. „Sieh an. Charlotte O'Reilly.“ Dann deutete er auf ihren Stern. „Ist das nur Dekoration?“

Charlotte lachte glockenhell auf. „Das könnte ich fast schon als Beleidigung auslegen. Und dafür gibt es Arrest. Nein, ich bin wirklich Town Marshal hier. Und du? Wie lange bleibst du in der Stadt?“

„Nur diese Nacht. Morgen muss ich schon weiter. Aber...“

„Ja“, beantwortete Charlotte die unausgesprochene Frage sofort, hakte sich bei ihm unter, und die beiden begaben sich in das Hotelzimmer, das Lance für die Nacht gebucht hatte.

Lance schloss die Vorhänge und zündete die kleine Lampe an. Dann goss er sich und Charlotte einen Drink ein.

„Möchtest du nicht einmal zu Besuch auf meine Ranch kommen?“, fragte Lance, als sie begannen, sich gegenseitig aus den Kleidern zu helfen.

„Still!“, gebot Charlotte leise. Wie die vielen Male zuvor, so beantwortete sie diese ernst gemeinte Einladung wieder nicht. Alles war gut so, wie es gerade war.

Lance verstand.

Dann ließen sie sich auf das Bett sinken und liebten sich wild und hemmungslos, wie sie es immer taten, wenn sie sich bei ihren Reisen durch dieses weite Land in einer der Städte trafen. Und das geschah nicht eben selten, denn die Nevada-Wüste war dünn besiedelt. Es gab nicht viele Orte, an die zu reisen sich lohnte.

Charlotte genoss die Stunden sehr und tankte Kraft.

Am nächsten Morgen würde jeder wieder seines Weges gehen. Eine schöne Erinnerung aber würde für immer bleiben.

Walt Jankings blickte auf, als er das Geräusch der herannahenden Pferde hörte. Er erkannte die drei Reiter sofort. Es waren Männer von Hank Mariner. Walt legte die Waschpfanne, auf der kleine Steine lagen, die er aus dem Fluss gefischt hatte, zur Seite, stand auf und gab seinen beiden Kumpanen ein Zeichen, weiter nach Silber und Gold zu suchen. Langsam ging er den Revolvermännern entgegen.

„Jankings, ich glaube, du hast etwas für uns“, rief der mittlere Reiter. Er schob den breitrempigen Hut ein Stück in den Nacken, machte aber keine Anstalten, vom Pferd zu steigen. Lässig hielt er die Zügel in der rechten Hand. Auf dieser Seite steckte auch sein Colt im Halfter.

Walt zögerte nicht. Er griff in seine Hosentasche und zog die dreißig Dollar heraus, die er am Morgen bereits abgezahlt hatte. Er hatte gewusst, dass Mariners Leute kommen würden, um das Schutzgeld einzukassieren. Dreißig

Dollar, das war eine Menge Geld für Walt Jankings, ein Drittel des Betrags, den er im Vormonat mit Silber- und Goldfunden erschürft hatte. Aber Walt hoffte weiter auf den großen Fund, und daher zahlte er seit Monaten die Gebühr zähneknirschend. Er reichte Dan Kincaid, dem Revolvermann, der ihn angesprochen hatte, die Münzen hinauf.

Kincaid nahm sie und steckte sie in einen kleinen Lederbeutel, der am Sattelhorn hing, und bereits gut gefüllt schien. Laut klimperte es, als er die Münzen einfüllte. Grinsend wandte er sich an seine beiden Begleiter. „Glauben wir ihm, dass er Hank nicht beschleißt?“

Walt wurde fahl, als er diese Worte vernahm. Mariner betrügen - das wäre sein Untergang. Das hatten schon ganz andere, mutigere Männer vor ihm versucht. Aber immer nur einmal. So beeilte er sich zu versichern: „Das ist wirklich alles. Es war kein guter Monat. Der Claim gab einfach nicht mehr her. Ihr könnt in den Transportlisten nachschauen.“ Seine Stimme zitterte hörbar.

Kincaids Grinsen wurde breiter. Auch die beiden anderen Revolvermänner grinnten nun boshaft. Sie genossen es offensichtlich, Angst zu verbreiten, und das durch ihre schiere Anwesenheit. Denn eine Waffe hatte niemand gezogen.

„Na, ich will's mal glauben“, bemerkte Kincaid lässig.

Wieder ertönte Hufgetrappel aus der Ferne, das sich rasch näherte. Kincaid wandte den Kopf. Seine Miene verfinsterte sich. Er schnaubte wütend und spuckte auf den Boden. Nach einem raschen Blick zu seinen Begleitern, welche die stumme Botschaft verstanden und nickten, fixierte er Walt Jankings. Auch dieser verstand ohne Worte.

„Mr Jankings, Mr Kincaid“, grüßte Charlotte und tippte sich an die Hutkrempe. Der silberne Stern am Revers ihrer Jacke war blank poliert.

„Marshal“, gab Kincaid zwischen zusammengepressten Zähnen zurück.

Charlotte wusste, was dem Revolvermann durch den Kopf ging. Und nicht nur ihm. Sie war Hank Mariner ein Dorn im Auge. Zum einen war sie eine Frau und erdreistete sich, dem großen Hank Mariner Steine in den Weg zu legen. Zum anderen war sie Marshal geworden, ohne dass er es autorisiert hatte. Einer der wenigen mutigen Schritte des Town Council, und Charlotte war froh, dass die Ratsmitglieder diesen gegangen waren. Mariner hatte bis jetzt stillgehalten und nichts gegen sie unternommen. Doch diese Zurückhaltung würde nicht ewig andauern.

Auf diesen Punkt arbeitete Charlotte hin.

„Mr Jankings, ich wollte mich erkundigen, ob bei Ihnen alles in Ordnung ist“, fragte Charlotte ruhig. Es waren Worte, deren wahre Bedeutung jeder der hier Versammelten erkannte. Sie wusste, dass Kincaid Schutzgeld eingetrieben hatte, und Kincaid wusste, dass sie es wusste. Aber sie konnte es nicht

beweisen. Charlotte bezweifelte, dass Walt Jankings Anzeige erstattete.

Walt nickte heftig. „Ja, Marshal, alles ist in Ordnung hier. Mr Kincaid hat mir nur einen... Besuch abgestattet.“

„So?“ Charlotte wandte sich an den Revolvermann. „Warum sind Sie hier?“

Kincaid spuckte wieder aus. „Marshal“, das Wort klang wie eine Beleidigung, „das geht Sie einen feuchten Dreck an. Wie Walt schon sagte, wir haben ihm nur einen Besuch abgestattet. Man wird doch alten Freunden noch seine Aufwartung machen dürfen.“

„Und das Geld, das er Ihnen gegeben hat?“, stieß Charlotte nach, obwohl es nur eine starke Vermutung war, denn sie hatte aus der Ferne nur gesehen, dass Walt etwas übergeben hatte, nicht aber, was es gewesen war.

Jankings wurde noch blasser. Seine Lippen zitterten. Offensichtlich wollte er etwas sagen, um die Situation zu retten. Vielleicht befürchtete er, dass Kincaid das Schutzgeld einfach noch einmal kassieren würde, wenn hier bei der Geldübergabe etwas schief lief. So sagte er: „Ich habe Mr Kincaid nur das Geld zurückgegeben, das er mir geliehen hat. Ich brauchte es für die Schürfgeräte. Dringende Reparaturen.“

Kincaid grinste überlegen. Die Antwort schien ihm zu gefallen. „Genau so hat es sich verhalten, Marshal. Ich bin ein Wohltäter.“

„Wohl eher Hank Mariner“, erwiderte Charlotte. In ihrer Stimme schwang unverhohlene Abscheu mit, als sie den Namen des heimlichen Herrschers der Stadt aussprach.

Aber das war für Kincaid nichts Neues. Er behielt sein Grinsen bei. „Auch Mr Mariner ist ein Wohltäter, Sie sagen es.“ Er zog an den Zügeln und gab seinem Pferd zu verstehen, dass es wenden sollte. Seine Begleiter taten es ihm nach. Im Wegreiten rief er noch über die Schulter zurück: „So long, Marshal. Wir sehen uns bestimmt wieder.“

Charlotte blickte den drei Reitern nach, bis sie außer Hörweite waren.

„Mr Jankings, wollen Sie Anzeige erstatten?“

Walt schüttelte den Kopf und spielte den Überraschten. „Anzeige? Aber weswegen denn?“

Charlotte ließ es dabei bewenden. Sie verabschiedete sich und ritt weiter.

Die Revolvermänner kamen nach einem schnellen Ritt auf der Mariner-Ranch an. Diese lag außerhalb von Benton City, etwa zwanzig Meilen von den Silberclaims entfernt. Die drei Männer banden ihre Pferde am Holzbalken an. Aber nur Kincaid betrat das weißgetünchte Ranchhaus, das aufgrund seiner Größe fast schon einer Residenz glich. In der Halle erwartete ihn ein Diener. „Wo ist Hank?“, bellte Kincaid ihn in herrischem Tonfall an.

„Mr Mariner hält sich im Salon auf“, antwortete der Diener schnell und dienstbeflissen. „Er erwartet Sie bereits, Mr Kincaid.“

Dan Kincaid stieß den Mann zur Seite, als dieser ihm nicht schnell genug den Weg freimachte, stampfte durch die Halle, und folgte einem Korridor, bis er den Salon erreichte. Die Geräusche seiner Stiefel und der Sporen hallten von den Wänden wider. Da die Tür offenstand, trat Kincaid einfach ein.

Hank Mariner, sein Boss, saß auf einer breiten Couch und hielt ein Whiskyglas in einer Hand. Die andere lag auf dem Oberschenkel einer nur leicht bekleideten Frau. Kincaid kannte sie. Belle arbeitete als Tanzmädchen in einem von Hanks Läden. Zumindest war das ihr offizieller Beruf. Tanzen würde sie für Hank jetzt vielleicht auch. Aber das nur als Vorspiel.

Als Hank seinen Kopf hob und Kincaids verkniffenes Gesicht sah, wurde ihm klar, dass etwas schiefgegangen war. „Verschwinde, Belle! Und mach die Tür zu!“, zischte er mit rauer Stimme.

Das Girl mit dem langen, weizenblonden Haar und dem milchigen Teint erhob sich und verließ rasch den Salon. Wie sie so davoneilte, bot sie einen aufregenden Anblick, doch weder Mariner noch Kincaid schauten ihr hinterher. Es gab im Moment Wichtigeres, um das sie sich kümmern mussten.

„Was ist?“, fragte Mariner und kippte den Inhalt des Glases herunter.

„Die O'Reilly, Boss, macht weiter Ärger. Sie ist auf den Silberfeldern aufgetaucht, als wir gerade am Einkassieren waren. Es schien, als habe sie auf uns gewartet.“

„Wieviel habt ihr zusammenbekommen?“

„Nicht mal die Hälfte der spinnerten Glückssucher konnten wir abkassieren. Uns war klar, dass die O'Reilly dort weiter rumlungern würde. So sind wir lieber ab.“

„Verdammt!“, fluchte Mariner und knallte das Glas auf den Tisch. „Die wird so langsam lästig.“ Er dachte kurz nach. „Dan, schick morgen zwei Leute in die Stadt. Sie sollen ein wenig Rabatz machen. Nichts Ernstes, vielleicht eine kleine Saloonschlägerei. Irgendetwas, das den Marshal zwingt, in der Stadt zu bleiben. Währenddessen kassierst du die anderen auf den Claims ab. Und macht den Feiglingen noch einmal klar, dass niemand auspacken soll.“

Kincaid grinste zufrieden. „Klar, Boss. Uns wird man verstehen, ganz sicher.“

Hank Mariner stand auf. „Und jetzt verschwinde! Ich hab noch was zu tun. Schick Belle wieder rein.“

Wenig später betrat das Mädchen den Salon. Sie lehnte sich an die Tür, die sie leise geschlossen hatte, und lächelte verführerisch.

„Zieh dich aus!“, befahl Mariner.

Charlotte erreichte den Claim eines anderen Silbersuchers und sprang vom Pferd. „Mr Hawthorne?“, rief sie und tätschelte den Hals ihres Rappen, der behaglich schnaubte.

Die Tür der einfachen Holzhütte öffnete sich, und ein älterer Mann mit wettergegerbtem Gesicht trat ins Freie. Mit der Hand schirmte er die Augen gegen das blendende Sonnenlicht ab. „Marshal?“, wunderte er sich. „Was führt Sie hierher?“

„Ich habe Ihnen ein Angebot zu unterbreiten“, erklärte Charlotte und zog einen Lederbeutel unter der Jacke hervor. „Wenn ich recht informiert bin, haben Sie in den letzten zwölf Monaten rund 1.200 Dollar mit ihrem Claim erwirtschaftet. Davon gehen dann noch die Kosten für Transport, Verpflegung, Reparaturen und Weiteres ab.“ Das Wort Schutzgeld vermied sie, denn sie wollte ihre Verhandlungsbasis nicht verschlechtern. „Die Arbeit hier ist anstrengend, das sehe ich Ihnen an. Ich biete Ihnen daher 3.000 Dollar, wenn Sie mir Ihren Claim für zwei Jahre überschreiben. Anschließend gehört er wieder Ihnen.“

Hawthorne ließ sich im ersten Moment nicht anmerken, was er von dieser Offerte hielt. Er überlegte und fragte dann bedächtig: „Das ist ein schlechtes Geschäft für Sie, Marshal. Glauben Sie wirklich, dass Sie so viel mehr aus diesem Boden herausholen können als ich? Der Fluss dürfte in diesem Bereich leergewaschen sein. Und die Vorkommen nahe der Oberfläche sind ebenfalls größtenteils abgebaut. Sie müssten schon eine richtige Silbermine hier aufziehen.“

Charlotte lächelte hintergründig. „Nun, Mr Hawthorne, nehmen Sie einfach an, dass ich weiß, was ich kaufe. Oder besser gesagt, leihe. Wenn ich nicht viel finde, haben Sie ein gutes Geschäft gemacht und können in zwei Jahren selbst weitersuchen. Wenn ich Silber finde, haben wir beide ein gutes Geschäft gemacht, denn die 3.000 Dollar sind ja Reingewinn für Sie.“ Sie blickte den Silbersucher auffordernd an und streckte ihm den Beutel entgegen. Münzen klimperten. „Schlagen Sie ein?“

Nun zögerte Hawthorne nicht länger. Er nahm den Beutel, schüttelte Charlotte die Hand und war um 3.000 Dollar reicher. Dann unterzeichnete er den Vertrag.

„Ich verlasse den Claim morgen Vormittag. Genügt Ihnen das, Miss O'Reilly?“

„Natürlich.“

Charlotte stieg wieder auf ihr Pferd und ritt zum Nachbarclaim. Auch diesen kaufte sie, allerdings für den geringeren Betrag von 1.300 Dollar.

Anschließend ritt sie nach Benton City zurück und schlug sofort den Weg zum Claim's Office ein.

Ein einzelner Mann tat dort Dienst. „Marshal“, grüßte er und schaute sie fragend an.

Charlotte legte ihm die beiden Verträge vor. „Tragen Sie bitte ein, dass ich nun das Schürfrecht besitze.“

Der Clerk holte das Claim-Register hervor, strich die Namen der Vorbesitzer durch und vermerkte Charlotte O'Reilly, Town Marshal von Benton City, als neue Eigentümerin.

„Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

„Haben Sie einen Flurplan der Umgebung der Stadt?“

Der Clerk kramte unter seinem Tisch herum und zog die große Karte hervor, auf der die Claims eingezeichnet waren. Alle wiesen die Form unregelmäßiger Vielecke auf. Begrenzungen waren oft natürlich vorkommende Dinge wie besonders geformte Felsen oder Bäume. Darüber hinaus enthielt die Karte auffällige geologische Strukturen wie Berge, Flüsse oder ausgetrocknete Creeks.

Charlotte zeigte auf einen Bereich, der auf der dem Silberfundgebiet gegenüberliegenden Seite der Stadt lag. Eine Bergkette verlief fast gerade in Nord-Süd-Richtung. Eine Engstelle verband die beiden sich weit ausdehnenden Weidegründe im Westen und Osten miteinander und erlaubte ein Durchkommen zu Fuß oder mit der Kutsche.

Der Stadtbedienstete blickte überrascht auf. „Dort hat noch niemand nach Silber gesucht“, gab er zu bedenken. „Wollen Sie den Berg sprengen, oder setzen Sie einfach auf Ihr Glück?“

„So in etwa“, gab Charlotte kurz angebunden zurück und ließ offen, worauf sich ihre Worte genau bezogen. „Registrieren Sie das bitte.“

Der Clerk zögerte.

Charlotte tat erstaunt. Tatsächlich hatte sie mit dieser Reaktion gerechnet. Und auch mit dem Argument, das gleich folgen würde. So fragte sie, sich unwissend gebend: „Gibt es ein Problem?“

„Miss O'Reilly, das Gebiet, das Sie zeigten, liegt im Weidegrund, den Mr Mariner für seine Rinder nutzt.“

„Zählt der Bereich zu Mr Mariners Eigentum?“

„Nein, Marshal. Es ist mehr... Gewohnheit, dass er seine Tiere dort hintreibt.“

„Das Land ist also Regierungseigentum“, stellte Charlotte fest.

Der Clerk nickte.

„Gibt es andere Bedenken gegen eine Claimregistrierung auf meinen Namen? Das Gebiet liegt doch innerhalb des Radius um Benton City, welchen die Regierung in Washington als registrierbare Region ausgewiesen hat. Da bin ich doch richtig informiert, nicht wahr?“

Der Mann warf erneut einen Blick auf den Plan. Die kreisförmige dicke Linie um das Rathaus der Stadt war gut zu erkennen. Das Gebiet, das Charlotte eintragen lassen wollte, lag klar im Inneren.

„Sie sind richtig informiert.“ Dann nahm er endlich seinen Stift wieder auf und vermerkte den Claim, dessen Grenzen Charlotte ihm auf dem Plan noch einmal zeigte. Das Gebiet war recht lang, aber nicht sonderlich breit, und beinhaltete die Engstelle. Der Clerk zeichnete es in den Plan ein.

Charlotte zahlte die Registrierungsgebühr für die kommenden zwölf Monate. Sie wandte sich schon ab, um das Büro zu verlassen, sagte dann aber noch: „Ach übrigens, vermerken Sie auch, dass, wenn mir etwas Tödliches zustoßen sollte, die Claimrechte an den Präsidenten der Vereinigten Staaten übergehen. Ich werde einen entsprechenden Passus in mein Testament einbauen lassen. Ich bin sicher, man wird dann eine Regierungsdelegation nach Benton City schicken.“ Sie lachte leise. „Das alles sind übrigens keine Geheiminformationen. Sollte also Mr Mariner dies irgendwie erfahren, wäre mir das mehr als nur recht. So long!“

Gut gelaunt verließ sie das Gebäude. Der Clerk blieb ratlos zurück.

In wenigen Stunden hatte Charlotte nun fast 4.700 Dollar ausgegeben und zwei wichtige Schritte in ihrem Plan durchgeführt. Nun galt es, zuerst nach Silber zu suchen. Sicher war nicht, dass sie genügend fand. Aber Charlotte war zuversichtlich. In der Tiefe würde noch einiges lagern. Eine Silbermine aufzuziehen, das zog sie nicht in Erwägung. Noch hatte sie andere Möglichkeiten.

Am folgenden Tag blieb bis zu den frühen Abendstunden alles ruhig in Benton City. Charlotte machte zusammen mit den Deputys ihre Rundgänge durch die Straßen und zeigte Präsenz. Man grüßte sie freundlich, aber distanziert, und versuchte, einem längeren Gespräch aus dem Weg zu gehen. Die Angst der Bürger vor Mariner und dessen immer noch ausbleibender Reaktion auf die Bestellung eines Town Marshals saß tief. Nicht wenige fragten hinter vorgehaltener Hand, ob es eine gute Entscheidung des Rats gewesen war, sich so gegen den Mann im Hintergrund zu stellen. Andere hielten es für einen ersten Schritt in die richtige Richtung. Doch aktiv wurde niemand. Es würde Zeit benötigen, bis man begriff, dass Mariner nun eine Gegenspielerin hatte, die nicht daran dachte, rasch wieder wegzuziehen. Einen ersten Hinweis darauf erhielten die Bürger, als sich die Kunde, dass der Town Marshal nun unter die Silberschürfer gegangen war, in den Morgenstunden wie ein Lauffeuer verbreitete.

„Marshal“, rief ein kleiner Junge, der keuchend hinter Charlotte herlief.

Sie drehte sich um. „Ja?“

„Marshal“, wiederholte der Junge mit dem flachsblonden Haar, „Mr Kenny, der Wirt, schickt mich. Es gibt“, er musste einmal tief durchatmen, bevor er seine Botschaft beenden konnte, „eine Schlägerei. Ich soll Ihnen Bescheid sagen.“

Charlotte dankte ihm und schlug die andere Richtung ein.

Wenig später hörte sie schon das Gejohle aus dem Saloon. Anfeuerungsrufe mischten sich unter Gläserklirren. Charlotte stieß die Schwingtür mit soviel Wucht auf, dass sie innen gegen die Wand knallte, und betrat den Schankraum. Die Fenster waren mit dünnen Gardinen verhängt, und so lag der Saloon im Halbdunkel. Die Gäste hatten sich an die Tapetenwände zurückgezogen. Irgendjemand musste auch ein paar der Tische verschoben haben, denn in der Mitte des Raums war eine Art freier Kampfplatz entstanden. Zwei Männer in Cowboykleidung prügelten aufeinander ein. Dabei warfen sie sich gegenseitig wüste Beleidigungen an den Kopf, wenn sie nicht gerade einen Hieb einsteckten, der ihnen die Luft zum Atmen raubte.

Als die Besucher das Eintreten des Town Marshals bemerkten, verstummten die Rufe. Der kleine, fette Wirt hinter der Theke machte ein verzweifelteres Gesicht. Stumm sah er dem Kampf zu und reagierte auch nicht, als ein Stuhl zu Bruch ging.

„Aufhören!“, brüllte Charlotte, so laut sie konnte. Die Gäste und auch die Kämpfer zuckten zusammen. Aber nur für eine Schrecksekunde, dann nahmen sie, ohne sich nach Charlotte umzudrehen, ihre Prügelei wieder mit unverminderter Vehemenz auf.

„Bill Marry, Glenn Dover, ich sagte, ihr sollt aufhören!“, wiederholte Charlotte genauso laut. Sie betrachtete die Kämpfenden und wog ihre Chancen ab.

Einschreiten und die Männer auseinanderziehen, das war eine Option. Für das Einsetzen des Revolvers bestand noch keine Notwendigkeit, denn Marry und Dover gefährdeten keine anderen Personen außer sich selbst. Und die Deputys wollte sie lieber weiter in den Straßen Patrouille laufen lassen. Mariners Leute waren raue Burschen, die schnell in Rage gerieten, auch untereinander. Und dann konnte es schon mal zu einer wüsten Schlägerei kommen. Aber es konnte sich auch genauso gut um eine Ablenkung handeln. Vielleicht plante Mariner etwas in Benton City und wollte den Marshal beschäftigt wissen?

Charlotte ahnte nicht, wie nahe sie mit dieser Überlegung der Wahrheit gekommen war.

Sie beschloss, den Kampf auf eine Art zu beenden, die den beiden Männern noch lange in Erinnerung bleiben würde.

„Helft mir!“, befahl sie und deutete auf zwei junge Burschen neben der Tür. Die beiden folgten ihr hinaus auf die Straße.

Bill rief ihr hämisch nach: „Marshal, wir sind hier, wenn Sie Manns genug sind, es mit uns aufzunehmen. Aber Sie sind halt nur 'ne Frau. Wenn auch 'ne verdammt hübsche!“ Glenn stimmte in das blökende Lachen seines Gegners ein. Die beiden hatten den Kampf kurz unterbrochen.

Die anderen Gäste blieben ruhig, warfen sich aber verständnislose Blicke zu. Man fragte sich wohl, ob der Marshal vor zwei halb betrunkenen Raufbolden kniff.

Charlotte wies vor dem Saloon auf die gut gefüllte Tränke für die Pferde. „Mitnehmen!“

Die drei packten an und trugen den langen Bottich zurück in den Saloon, wo sie vor den Kämpfenden, die auf dem Boden lagen und wild aufeinander einschlugen, stehenblieben. Langsam hob Charlotte die Tränke an einer Schmalseite an und ließ immer mehr des Wassers auf die Männer am Boden fließen. Diese schüttelten die Köpfe, wurden abgelenkt, und die Schläge erstarben. Das Wasser schien unerschöpflich zu sein. Die Kämpfer wollten aufstehen, aber in diesem Moment gab Charlotte ihren unfreiwilligen Helfern ein Zeichen. Die Tränke wurde hochgerissen, und das gesamte Restwasser ergoss sich in einer Flut auf die schon tiefend nassen Schläger.

Ein Gast lachte, und bald stimmten auch die anderen ein. Mariners Männer standen wie begossene Pudel in der Mitte des Raums. Das Stroh des Bodens war klitschnass, die Bohlen glitschig, und Pfützen standen vereinzelt. Es war ungemein schwer geworden, stabil zu stehen und aufeinander einzuschlagen. Bill gab Glenn einen Stoß vor die Brust, dass dieser nach hinten stolperte.

Blitzschnell sprang Charlotte vor und griff nach Glenn Dover, bevor dieser sich wieder gefangen hatte. Sie riss ihm die Arme auf den Rücken, zog die stählerne

Acht aus ihrem Gürtel und ließ sie um Dovers Handgelenke schnappen. „Glenn Dover, ich verhafte Sie wegen Beteiligung an einer Schlägerei in der Öffentlichkeit“, gab Charlotte kund und stieß den Mann nach hinten auf einen Stuhl an der Theke.

Dann wandte sie sich Bill zu. Sie fixierte den Revolvermann und achtete auf jede kleine Regung. „Ich würde an deiner Stelle den Colt steckenlassen.“

Bill aber tat genau, was Charlotte erwartet hatte. Seine Hand griff in einer kaum sichtbaren Bewegung nach dem Colt, doch Charlotte war schneller. Sie hatte ihren Revolver schon schussbereit in der Hand, als Bills Waffe noch schräg nach unten wies. Gleichzeitig machte Charlotte einen Schritt zur Seite und schoss zweimal direkt hintereinander. Die Kugeln sirrten durch die Luft und schlugen krachend im Holzfußboden ein - direkt neben Bill Marrys linkem Fuß. Dessen Revolvermündung wies mittlerweile nach oben, aber nicht auf Charlotte, sondern etwa einen Yard an ihr vorbei.

„Wenn du Anstalten machst, mich anzuvisieren, bist du ein toter Mann“, sagte Charlotte mit harter Stimme. Entschlossenheit funkelte in ihren Augen. Sie hatte Bills Leben einmal geschont, doch einen zweiten Angriff würde sie nicht hinnehmen.

Bill, dessen Hand schon begonnen hatte, zur Seite zu schwenken, hielt inne. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse des Zorns, seine Lippen wurden dünn wie Striche, und sein Blick flackerte vor unterdrückter Wut. Die Niederlage nagte an seinem Selbstverständnis, doch er drehte nicht durch. Endlich ließ er die Waffe sinken. Charlotte nahm das zweite Paar Handschellen vom Gürtel und verhaftete auch Bill Marry vorläufig.

Mit den beiden Revolvermännern verließ sie den Saloon. Die Gäste gaben sich neutral, doch als Mariners Männer an ihnen vorbei waren, sah Charlotte, wie in den Gesichtern der Saloonbesucher Genugtuung aufkeimte.

Im Gefängnis sperrte sie die zwei Gefangenen in getrennte Zellen. Die Handschellen nahm sie ihnen erst ab, als die Zellentüren von außen wieder verschlossen worden waren, und die Männer die Hände zwischen den Gitterstäben hindurchsteckten.

„Glenn Dover, Sie stehen für 24 Stunden unter Arrest. Bill Marry, Sie ebenfalls. Bei Ihnen kommt allerdings noch Angriff auf einen Town Marshal hinzu. Ich werde Sie nach Boulder überstellen lassen, wo Ihnen der Prozess gemacht wird.“

Bill spuckte auf den steinernen Zellenboden. „Da sind Sie schief gewickelt. Wir sind hier sehr schnell wieder raus.“

Charlotte erwiderte nichts darauf, sondern verließ den Trakt mit den vier Zellen, und trat ins Sheriff's Office, das sie als Büro übernommen hatte. Die

Verbindungstür zum Zellentrakt ließ sie offen. Sie hörte die leisen Stimmen der Gefangenen.

Die drei Deputys hatten ihre Runde beendet und versammelten sich ebenfalls wieder im Office.

„Kyle, schicken Sie einen Reiter nach Boulder. Wir benötigen einen Gefangenentransport. Ich will Marry die ganze Zeit in Gewahrsam wissen, auch während der Überführung. Anklage: Angriff auf einen Town Marshal. Ich mache die entsprechenden Papiere fertig.“

Der junge Deputy nickte und verließ das Büro. Er würde bei der Postlinie einen entsprechenden Botenreiter organisieren. Eine halbe Stunde später war dieser bereits im schnellen Galopp unterwegs. Bill Marry würde vermutlich am übernächsten Tag abgeholt werden.

Die Deputys hatten keine besonderen Vorkommnisse aus der Stadt berichtet, und so beschloss Charlotte, die letzten Stunden des Tages auf ihren Claims zu verbringen. Sie hinterließ im Office eine Nachricht, wo sie zu finden war, und ritt zügig in Richtung Silberfeld.

Hank Mariner tobte. Sein Vormann Dan Kincaid hatte ihm gerade von den Ereignissen im Saloon berichtet. Zwar war die Schutzgeldeintreibung ohne weitere Probleme abgelaufen, da Town Marshal O'Reilly nach Plan ausreichend lange abgelenkt worden war, aber die demütigende Niederlage seiner Männer brachte Mariner in Rage.

Keinen Blick hatte er für das Geld übrig, das auf dem Esstisch in einem ungeordneten Haufen lag. Er hatte es noch nicht einmal gezählt, so wütend war er.

„Wie kommt die O'Reilly dazu, zwei meiner Leute einzukassieren?“, brüllte er, während er durch die Wohnstube stampfte. „Das hat noch nicht einmal der alte Connor gewagt.“

„Boss, lassen Sie mich die Schlampe um die Ecke bringen. Ich knall' sie ab wie 'nen rädigen Köter!“ Er zog die Waffe aus dem Halfter und grinste boshaft bei diesen Worten.

Mariner schien zu überlegen. Auch er würde die O'Reilly am liebsten die Radieschen von unten betrachten lassen, aber das ging nicht. Zumindest noch nicht. Noch musste er sich zurückhalten.

Mit mühsam unterdrücktem Zorn stellte er klar: „Später, Dan. Noch einen Mord

können wir uns nicht leisten. Nicht so kurz, nachdem Sheriff Connor das Zeitliche gesegnet hat. Es gibt viel Postkutschenbetrieb hier in der Stadt. Irgendjemand würde plaudern. Und dann haben wir vielleicht einen State Marshal auf dem Hals. Nein, wir müssen uns, was das angeht, vorerst ruhig verhalten.“

„Aber Bill und Glenn...“, warf Kincaid ein, doch sein Boss ignorierte ihn.

Mariner knallte das Whisky-Glas, das er bei seiner ruhelosen Wanderung in der Hand fast zerdrückt hatte, auf den Holztisch, dass die Bourbonflasche hochsprang, und stürmte aus dem Haus. Kincaid folgte ihm. Mariner schlug den Weg zum Stall ein. „Sattle mein Pferd!“, bellte er den Stallburschen an, der gerade dabei war, eine Pferdebox auszumisten. Der Junge zuckte zusammen, ließ die Mistgabel fallen und tat, was ihm aufgetragen worden war.

Minuten später ritten Mariner, sein Vormann und zwei weitere Revolvermänner in Richtung Stadt. Vor dem Sheriff's Office hielten sie an.

„Mr Mariner“, grüßte Charlotte, die gerade aus ihrem Büro auf die Straße trat. Den anderen drei Männern nickte sie nur knapp zu. Doch niemand erwiderte ihren Gruß. Feindselige Gesichter starrten sie an.

„Marshal, ich protestiere gegen die Inhaftierung meiner Leute. Dazu haben Sie kein Recht“, presste Mariner hervor.

Das Wort ‚protestieren‘ muss ihm ganz schwer über die Lippen gekommen sein, vermutete Charlotte. Mariner ist kein Mann für Proteste. Er schlägt zu. Hart und brutal.

Charlotte hatte von dem Gerücht gehört, dass Mariner den Sheriff, als dieser ihm zu lästig geworden war, eliminiert hatte, und sie vermutete, dass er sich aus diesem Grund zurückhielt. Zwei tote Stadtbeamte innerhalb kurzer Zeit würden Verdacht erregen, hatte sie geschlussfolgert. Sie glaubte sogar, Mariners Handlungen in gewissem Rahmen vorhersagen zu können.

Kühl antwortete sie: „Das Gesetz sieht genau dies vor. Lesen Sie es nach.“

Mariners Augen blitzten, und seine Schenkel zuckten schon, als wollte er sein Pferd zu einem Angriff treiben. Aber er konnte sich gerade noch beherrschen. „Ich zahle die Strafen für meine Männer. Wieviel?“

„Tut mir leid, da sehe ich keine Möglichkeit“, lehnte Charlotte schroff ab. „Bill Marry ist bereits in die Jurisdiktion von Boulder überstellt worden. Er wartet nur noch auf seinen Transport. Dover wird morgen um 5:39 p.m. wieder zu Ihrer Verfügung stehen, wenn die vierundzwanzig Stunden Arrest abgelaufen sind.“

Mariner starrte sie mit bebenden Lippen an. Seine Hände krallten sich um die Zügel. Charlotte erwiderte den Blick mit gleicher Schärfe. Es war ein stummes Gefecht, doch beiden war klar, dass hier und jetzt keine endgültige Entscheidung fallen würde. Charlotte war mit ihrem Plan noch nicht am Ziel angelangt, und

Mariner musste noch für eine Weile die Füße stillhalten.

„Marshal, ich hoffe, Sie werden diese Entscheidung nicht eines Tages bereuen. Mit dem alten Connor konnte man immer reden.“

Und warum hast du ihn dann umbringen lassen?, ging Charlotte durch den Kopf. Kalt erwiderte sie: „Ist das eine Drohung?“

„Nur ein gut gemeinter Wunsch, Miss O'Reilly. Nur ein Wunsch. So long!“

Dann gab er seinem Pferd die Sporen, und die Vierergruppe ritt weiter.

Charlotte saß auf und schlug den Weg zu den Silberfeldern ein. Schon von Weitem sah sie die arbeitenden Männer und Frauen. Als sie am ersten Claim vorbeikam, blickte der Mann auf, der gerade einen Erzbrocken, den er aus einer Höhle herausgeschafft hatte, mit Hammer und Meißel zerkleinerte. In seinem Blick lag Resignation.

Da wurde Charlotte klar, was der Sinn hinter der Saloonschlägerei gewesen war: Kincaid hatte die restlichen Schutzgelder kassiert. Nun, das war nicht auf Dauer zu verhindern gewesen. Um die Schutzgelderpressung zu beenden, musste Charlotte anders vorgehen, als Nadelstiche zu setzen. Aber was das betraf, befand sie sich, davon war sie überzeugt, auf einem guten Weg.

Charlotte nickte dem Silbersucher zu und ritt zu dem großen Claim, den sie kürzlich erworben hatte. Das Flussstück, das sich hindurchschlängelte, beachtete sie nicht. Was man dort vielleicht noch herausholen konnte, war für ihre Zwecke zu wenig. Aus der kleinen Holzhütte holte sie eine Spitzhacke und wandte sich dem Tagebaufeld zu. Hawthorne hatte die lockere Erde abgetragen, sodass der kahle Stein in etwa zwei Fuß Tiefe zum Vorschein gekommen war. An ein paar Stellen hatte er wohl gesprengt, zumindest legten das die vielzackigen Ränder der Felsformation nahe.

Suchend blickte sich Charlotte um. Nirgends blitzte es in der Abendsonne, aber mit oberflächlich sichtbarem Silber hatte sie auch nicht gerechnet. Also begann sie, in einer Ecke des Claims auf dem Steinboden zu ritzen. Rasch hatte sie ein etwa ein auf ein Yard großes Viereck markiert und ritzte die Ziffer ‚1‘ darauf. Sie fertigte eine Zeichnung mit ihrer besonderen Gabe davon an, signierte und knüllte das Papier in beiden Händen so schnell und fest zusammen, wie sie nur konnte. Blut schoss aus der Nase, als der reale Fels bis in einige Inch Tiefe zerbröckelte. Viel tiefer kam sie mit einer rein zweidimensionalen Zeichnung nicht. Es hing alles von der Stabilität des Gesteins ab, und ob es schon Haarrisie aufwies, oder vielleicht sogar Silberadern enthielt, die viel weicher als Stein waren.

Charlotte untersuchte die Einzelstücke, die von Murmel- bis Faustgröße reichten, und warf zur Seite, was nach reinem Gestein aussah. Aber sie fand drei Brocken, in denen es silbern schimmerte. Zwar waren die Adern kaum dicker als

ein Haar, aber es war immerhin ein vielversprechender Anfang.

Charlotte aß ein wenig des gedörrten Fleisches, das sie mitgebracht hatte, trank etwas Wasser aus dem Schlauch und machte sich nach einer Pause von ein paar Minuten daran, ein neues Viereck zu ritzen, die Ziffer ‚2‘ hineinzuschreiben und die danach fertiggestellte Zeichnung zu zerknüllen. Wieder untersuchte sie die Steintrümmer, schlug einen besonders großen mit der Hacke in kleinere Teile, wurde aber enttäuscht. Nur ein paar kleine Bruchstücke, die an das erste Viereck angrenzten, schimmerten metallisch. Aber eine neue, gar eine größere Ader fand sie hier nicht.

Die Pausen, die sie zwischen den Einsätzen ihrer Gabe einstreuen musste, wurden immer länger und die Tiefe, die sie erreichte, immer geringer. Drei Stunden lang arbeitete sie sich auf diese Weise voran, während die anderen Silbersucher gelegentlich Schwarzpulver einsetzten, was gefährlich und teuer war.

Aber Charlottes Ausbeute konnte sich sehen lassen. Mit dem Hammer zerkleinerte sie die silberhaltigen Erzklumpen weiter. Den Sack, der immerhin rund zwei Pfund Silbererz mit nur wenig Gestein enthielt, hängte sie an den Sattelknauf und schwang sich auf das Pferd. Dann ritt sie zurück nach Benton City in ihr Quartier, das nicht weit vom Sheriff's Office lag. Das Silber würde sie mit der nächsten Transportkutsche zur Weiterverarbeitung in die Erzmühle nach Boulder bringen lassen. Es würde ihr bestimmt einige hundert Dollar bescheren.

Und damit konnte sie dann bald den nächsten Claim kaufen. Der jetzige Besitzer würde froh sein, mit einem guten Batzen Geld der Stadt entfliehen zu können. So würde Mariner wieder einen Mann, den er um Schutzgeld erpressen konnte, verlieren. Seine Einnahmen würden langsam, aber stetig sinken, denn dass er so dreist sein würde, den Town Marshal zu erpressen, das glaubte Charlotte nicht. Sie bräuchte dann bei einer der Geldübergaben nur unbestechliche Zeugen hinzuziehen, um Mariner zu überführen. Das wusste der Bandit sicherlich auch.

Die Schutzgeldeinnahmen, das war nur der erste Schritt. Charlottes Plan sah vor, Mariner nach und nach all seiner Einkünfte zu berauben, so wie der Mann ihrem Vater alles genommen hatte. Mit Freude würde sie zusehen, wie Mariner zugrundeging. Und sollte er mit brutalen Mitteln kontern, würde sie ebenfalls so zurückschlagen. Doch Charlotte hoffte, dass es noch eine Weile dauern würde. Ein schneller Tod, das war viel zu wenig für Mariner. Er sollte bewusst erleben, wie seine Felle davonschwammen.

Zurück am Gefängnis betrat Charlotte sofort den Zellentrakt. Ein Deputy begleitete sie, die Waffe schussbereit erhoben. Charlotte schloss die Tür zu Bills Zelle auf. „Mitkommen!“, befahl sie barsch. „Wir wollen uns mal unterhalten.“

Bill erhob sich mürrisch von der harten Pritsche, ließ sich die Handschellen anlegen und wurde ins angrenzende Büro gebracht. Charlotte schloss die Tür zum Zellentrakt und band Bill blitzschnell ein Tuch vor den Mund, sodass der Mann erschrocken aufschrie. Aber der Knebel bändigte seinen Schrei. In seinen Augen blitzte Panik. Er befürchtete wohl Schlimmes.

Charlotte sagte leise zu ihrem Deputy: „Du weißt Bescheid. Bring ihn in die Kirche und pass auf ihn auf. Ich denke, Mariner wird heute Nacht etwas unternehmen. Er kann nicht riskieren, dass Bill Marry vielleicht gegen ihn aussagt, um die eigene Haut zu retten.“

Deputy Collins nickte, nahm den Gefesselten am Arm und stieß ihn hinaus in die Dunkelheit.

Charlotte verließ das Sheriff's Office ebenfalls, schloss aber nicht ab. Sie begab sich in ihr Quartier, machte sich dort aber nicht die Mühe, sich zu entkleiden, sondern warf sich einfach mit Stiefeln und vom Silbersuchen verschmutzter Kleidung auf das Bett, wo sie fast sofort einschlief. In drei Stunden würde ihre Wache beginnen, aber wenigstens bis dahin wollte sie noch ein wenig Kraft tanken.

Um zwei Uhr weckte sie ein Klopfen an der Zimmertür. Charlotte schrak hoch, orientierte sich kurz und ging hinaus auf den Flur zu Deputy Wagner.

„Irgendetwas vorgefallen?“, fragte sie und unterdrückte ein Gähnen.

Der Deputy verneinte. „Vielleicht kommt er heute Nacht nicht, sondern plant eine Befreiung während des Transports.“

„Möglich“, meinte Charlotte. Das wäre dann aber nicht mehr ihr Problem. Wichtig war nur, dass Mariner einen seiner Revolvermänner verlor. Es wäre wieder ein Novum, eine Niederlage für den Big Boss, etwas, das er seit Jahren nicht mehr kannte.

Charlotte schüttelte sich einmal kurz, um die Müdigkeit zu vertreiben, und machte sich auf den Weg. Am selben Ort wie Wagner, etwa zehn Yards vom Gefängnis entfernt, sodass sie die Tür gut im Blick hatte, setzte sie sich in den Schatten eines Hauses nahe an die Wand und starrte hinüber.

Die Zeit schien nicht vergehen zu wollen. Charlotte merkte, wie sie dabei war, einzunicken, und so kniete sie sich unbequem auf ein paar kleine Steine. Der leichte Schmerz würde sie wachhalten. Dennoch gähnte sie häufig.

Stunden schienen ereignislos zu vergehen, doch dann hörte sie ein leises Knirschen, als Cowboystiefel in den Sand der Straße traten. Zwei Gestalten näherten sich dem Gefängnis. Geduckt und sich immer wieder nach allen Seiten umblickend, schlichen sie zur Eingangstür. Als sie bemerkten, dass diese nicht verschlossen war, froren ihre Körper für einen Moment ein. Vielleicht vermuteten sie, dass der Town Marshal im Office war. Dann konnten sie ihre

Befreiungspläne begraben.

Die Gestalten blickten sich gegenseitig an, dann nickte eine und öffnete langsam die Tür. Es erfolgte keine Reaktion, und so betraten sie das ehemalige Dienstzimmer des Sheriffs.

Jetzt werden sie den Schlüssel zum Zellentrakt suchen und finden, dachte Charlotte. Dieser lag, absichtlich so platziert, mitten auf dem Schreibtisch. Es musste wie eine Einladung wirken, den Gefangenen zu befreien. Vielleicht würde es sie stutzig machen, aber sicherlich davon abhalten, eventuell mitgebrachten Sprengstoff zu nutzen, um die Zellentüren zu öffnen.

Charlotte schlich langsam und leise über die Main Street, stieg die Stufen zum Office hoch und öffnete vorsichtig die Tür einen Spalt weit. Sie hörte aus dem Innern das Geräusch eines klirrenden Schlüssels. Dann entfernten sich Schritte.

Das genügte ihr. Dies war ein illegaler Befreiungsversuch.

Charlotte zog den rechten Revolver aus dem Halfter, betrat das Office und zündete die Öllampe, die neben der Tür an der Wand hing, wieder an. Sie ging leise vor und lauschte angestrengt in den Zellentrakt, dessen Tür verschlossen war. Nachdem sie das Ohr an das Türblatt gelegt hatte, horchte sie und vernahm unverständliches Gemurmel.

Mit Schwung riss sie die Tür auf und rief gleichzeitig: „Ihr seid verhaftet wegen widerrechtlichen Öffnens...“ Weiter kam sie nicht, denn die beiden Kerle wirbelten herum. Charlotte sah das Metall in ihren Händen und schoss sofort. Der eine Bandit, den sie in die Brust traf, stürzte aufschreiend zu Boden. Doch der zweite war instinktiv während des Herumdrehens zur Seite und den abknickenden Gang hinunter gesprungen und damit aus Charlottes direktem Schussfeld heraus. Charlotte warf sich nach hinten zu Boden. Keinen Moment zu früh, denn eine Kugel pfiff eine Handbreit an ihr vorbei. Charlotte gab der Tür zum Zellentrakt einen kräftigen Stoß, sodass diese zuschwang.

Die Tür gab ihr Deckung, würde aber einem Kugelhagel sicherlich nicht standhalten.

„Komm mit erhobenen Händen raus!“, rief sie. „Dann vergesse ich den Angriff.“

„Vergiss es!“, kam die zischende Antwort.

Die Außentür des Office öffnete sich. Zwei Deputys stürmten herein. Der Schusswechsel hatte sie alarmiert. Charlotte erklärte ihren Untergebenen mit leisen Worten den Plan. Die Männer nickten. Einer stellte sich neben die Trakttür, die Waffe im Anschlag. Er würde nach links feuern. Der andere kniete auf dem Boden und zielte nach rechts. Charlotte wollte erst im letzten Moment hinter dem Türblatt auftauchen und frontal nach vorne schießen.

Mit den Fingern zählte sie herunter und riss bei Null die Tür auf.

Im gleichen Moment feuerten vier Revolver, denn auch der Bandit hatte nur auf das Öffnen gewartet. Alle hatten blind geschossen, nicht gewartet, bis die Augen ein Ziel erfassten. Die Deputys schossen weiter und gaben so Charlotte Feuerschutz. Sie schob den Kopf ein wenig in den Zellentrakt. Ihre scharfen Augen suchten den dunklen Raum ab, den nur das schwache Licht der Öllampe aus dem Office ein wenig erhellte. Sie sah sofort die Gestalt in der Ecke, obwohl sich diese nur marginal vom Schwarz der Wand abhob.

„Rechts. Ecke. Feuer!“, rief sie.

Charlotte wechselte die Waffe in die linke Hand, dann ragten drei Arme in den Raum und feuerten. Auch der Bandit schoss in schneller Folge.

Ein Aufschrei ertönte, dann polterte ein Körper zu Boden.

Die Deputys sprangen in den Raum und schossen weiter, doch der Bandit rührte sich nicht mehr. Charlotte holte die Lampe aus dem anderen Zimmer und leuchtete den Trakt ab. Zwei Tote lagen auf dem Boden, mit Sicherheit geschickt von Mariner. Glenn Dover kroch nun unter der Pritsche hervor, unter der er während der Schießerei gelegen hatte.

„Was meinen Sie, Mr Dover, wollten die beiden Sie befreien? Oder nur Bill Marry? Oder wollten die Kerle Sie vielleicht erschießen, weil Sie ein Sicherheitsrisiko sind?“

Der Mann wurde bleich. Die letzte Möglichkeit schien er noch gar nicht in Erwägung gezogen zu haben. Er gab jedoch keine Antwort.

„Okay, Einsatz beendet“, entschied Charlotte. „Mariner wird heute keinen weiteren Versuch wagen. Er hat nun seit gestern bereits drei Männer verloren.“

In den folgenden drei Wochen wurde Charlotte mehrfach von kleinen Gruppen von Satteltramps überfallen. Zweimal konnte sie die Kerle besiegen, doch die beiden anderen Male wurde sie arg verprügelt. Es war ganz offensichtlich eine Warnung von Mariner, obwohl niemand die Schläger mit ihm in Verbindung bringen konnte. Beim vierten Überfall hatte sie zwei der Angreifer erschossen, bevor sie unter die Räder gekommen war. Seitdem herrschte Ruhe.

Charlottes Körper war durch die vielen Kämpfe in Baton Rouge an Verletzungen gewöhnt und heilte schnell. Auch mit zahlreichen Wunden am ganzen Körper ging sie ihrer Arbeit als Town Marshal nach. Der Respekt, den die Bürger ihr entgegenbrachten, wuchs.

Charlotte konnte viel auf dem Silberfeld arbeiten. Mittlerweile besaß sie fast die

Hälfte der dortigen Claims, wenngleich nicht jeder Besitzer auf ihr Angebot einging. Aber da Mariner die Schutzgeldzahlungen angehoben hatte, um seinen Verlust ein wenig auszugleichen, stieg der Leidensdruck, und Charlotte war zuversichtlich, bei einer Erhöhung ihres Angebots auch diese Claims zu erwerben. Aber noch gab es einige Eigentümer, denen sie noch keine Offerte gemacht hatte, und so wollte sie sich zuerst auf diese konzentrieren. Noch ein paar Wochen, so schätzte sie, dann würde ihr der weitaus überwiegende Teil der Claims gehören. Aufgrund der Vielzahl ihrer Suchfelder beschäftigte sie nun rund ein Dutzend Männer, die sie aus anderen Städten angeworben hatte. Nicht nur mittels ihrer Fähigkeit, die sie heimlich einsetzte, sondern zunehmend auch traditionell wurde nach Silber gegraben und gesprengt.

Was Charlotte allerdings beunruhigte, war die in der letzten Zeit gestiegene Zahl an Überfällen auf die Postkutschenlinien, die weiter Silber nach Boulder und Torric Town, und Geld nach Benton City transportierten. Sie war sicher, dass Mariner dahintersteckte und auf diese Weise versuchte, sein Einkommen stabil zu halten. Doch Beweise hatte sie keine. Auf eigene Kosten heuerte sie für manche Transporte einen zweiten Begleitmann an, sodass zumindest diese Kutschen meist durchkamen.

In einer Woche würde Rindermesse in Benton City sein, und so ritt Charlotte mit Henry Penrose, einem Fachmann für Bergbau, zu den einsamen Claims auf der anderen Seite der Stadt, die sie seit der Registrierung nur ein einziges Mal besucht hatte, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Es sah noch alles so aus wie vor einigen Wochen. Nach Westen und Osten dehnten sich saftige, grüne Weiden aus, die durch einen Einschnitt in der in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Bergkette verbunden waren. Im Osten sah sie in der Ferne die riesige Rinderherde, die Mariners Cowboys am Vortag durch die Engstelle getrieben hatten. Die Herde graste nun viele Meilen von der Ranch entfernt. Nur dieser kleine Durchgang bot einen direkten Weg zurück.

Charlotte und Penrose sprangen von den Pferden.

Penrose ließ seinen Blick nachdenklich über den Gesteinsboden schweifen, den hier nur wenige Grasbüschel zierten. „Sie wollen wirklich einfach nur sprengen?“, vergewisserte sich der Minenexperte.

Charlotte nickte. „Ich will, dass die Enge unpassierbar wird. Zumindest für Rinder. Reißen Sie das Gestein so auf, dass möglichst spitze, große Brocken entstehen.“

„Die genauen Ausmaße?“

„Die gesamte Länge der Engstelle und zwanzig Yards breit. Schaffen Sie einen Steinfluss. Es muss unmöglich sein, die Brocken ohne Equipment wegzuschaffen.“

Der Experte nahm den großen Sack mit dem Schwarzpulver von seinem Pferd und machte sich an die Arbeit. An unzähligen Stellen schlug er mit Hammer und Meißel kleine Löcher in die Erde und ins Gestein, maß Entfernungen, notierte etwas auf einem Stück Papier und dachte immer wieder für eine Minute nach. Dann schüttete er Schwarzpulver in einige der Löcher und stopfte ein Stück Hanfseil dazu. Er zündete das Seil an und rannte zurück zu Charlotte, die in rund einhundert Schritten Entfernung wartete. Eine nur kleine Explosion folgte. Dennoch flogen Steintrümmer durch die Gegend, verletzten aber niemanden. Der Erfolg war deutlich zu sehen. Penrose hatte einen mehrere Schritte langen, etwa handbreiten Riss im Felsmassiv erzeugt. In diesen schüttete er weiteres Schwarzpulver in größeren Abständen, legte wieder Lunt an und entzündete diese. Penrose untersuchte die Trümmer, prüfte mit dem Hammer ihre Festigkeit und passte die Schwarzpulvermenge für die nächste Explosion an.

So ging es Stück für Stück voran. Eine kleinere Explosion brach den Fels vor, eine größere riss ihn komplett auseinander, und nicht selten flogen kopfgroße Steine durch die Luft. Nach und nach verwandelte sich Charlottes Claim in ein Trümmerfeld.

Schließlich, nach rund fünf Stunden, war die Arbeit getan.

Die ehemals gut durchquerbare Engstelle war nun unpassierbar geworden. Ein Steinschlag aus einem Berg hätte kein anderes Ergebnis hervorbringen können. Menschen konnten das Geröllfeld zwar mühsam und mit nicht geringem Verletzungsrisiko durchklettern, aber Rinder vermochten dies nicht.

Mariners Herde war so nun der direkte Rückweg zur Ranch verwehrt. Ihnen blieb nur, einen Umweg von mehreren Wochen Treibzeit um die Berge herum in Kauf zu nehmen. Dabei war die Ranch gar nicht mal das vordringliche Ziel. Denn auch der Weg nach Benton City war zu lang geworden, um rechtzeitig zur jährlichen Rindermesse dort zu sein. Vielleicht konnten einige besonders schnelle Rinder es schaffen, aber Mariner würde nicht im Ansatz soviel verkaufen können wie in den vergangenen Jahren.

Kaum Schutzgeldeinnahmen, keine Erlöse durch die Rinderzucht. Hank Mariner blieben aktuell nur die legalen Einnahmen aus den Amüsierbetrieben und das, was durch die Postkutschenüberfälle hereinkam. Sicherlich in Summe deutlich weniger als zuvor.

Mariner beschäftigte nicht nur viele Cowboys sondern auch Revolvermänner. Doch diese waren nur loyal, solange das Geld reichlich und sicher floss. Ob Mariner seine Leute noch lange bezahlen konnte, wusste Charlotte nicht. Aber die Gunslinger sahen auch, dass der Stern ihres Bosses seit Längerem am

Sinken war. Nicht alle würden ihm die Treue halten.

Es würde einsam um den einstmals fast allmächtigen Mann werden.

Wie ihr finaler Schlag aussehen würde, das wusste Charlotte noch nicht. In den vergangenen Jahren der Suche nach Mariner hatte sie viele Szenarien entworfen. Aber sie wollte pragmatisch vorgehen. Wie Mariner unterging, würde von der genauen Situation abhängen.

7.

Die Revolverlady

1840

Benton City, Nevada, Vereinigte Staaten von Amerika

„Es reicht!“, brüllte Mariner und wischte wütend mit einer Hand die Gläser vom Tisch, die zersprangen, als sie auf dem Boden auftrafen. Er betrachtete die Einnahmen der letzten Woche. Immer noch starrte er ungläubig auf den kleinen Haufen Münzen. Die Überfälle auf die Postkutschen wurden immer unergiebig. Nicht nur, dass er mehrere Männer verloren hatte, nein, manche Transporte waren auch schlichte Ablenkung. Sobald man sie angriff, verschwanden Kutscher und Begleitmänner in wildem Galopp in der Wüste Nevadas und ließen eine billige Attrappe zurück, die nur aus der Ferne wie eine Kutsche für Reisende aussah, in Wahrheit aber ein billiger Holzverschlag mit Abdeckung war. Und dann kam, mit kurzem zeitlichen Abstand, die richtige Kutsche. Oder auch nicht. Viel Aufwand für wenig Ertrag.

Nur mit den legalen Einnahmen aus den Spielzimmern, Saloons und Bordellen konnte er seine Ranch und vor allem seine Revolvermänner nicht halten. Die Gunslinger begannen bereits unter der Hand zu murren, und einige hatten seine Ranch auch schon verlassen, um ihre Dienste in anderen Gegenden anzubieten.

„Curt!“, schrie Hank Mariner nach seinem Sohn, der vor ein paar Tagen endlich aus Texas herübergekommen war. Sein Vater hatte nach ihm gesandt. „Curt! Wo steckst du?“

Die Tür zum Wohnraum öffnete sich, und der großgewachsene, zähe Curt Mariner trat ein. Wie sein Vater war auch er eine imposante Erscheinung, besaß Charisma und ein einnehmendes Wesen, das seinen brutalen Charakter überdeckte. Er lächelte viel und war zu allen freundlich. Aber wer ihn kannte, wusste, dass es eine kalte, gefährliche Freundlichkeit war.

„Wir werden uns die Stadt zurückholen“, sagte Curt bestimmt. „Wir müssen die O'Reilly ein für alle Mal loswerden. Du warst lange Zeit viel zu lasch im Umgang mit ihr. Du bist weich geworden, Hank.“ Nicht zu überhörende Arroganz lag in seinen Worten. Außer ihm getraute sich niemand, so mit Hank Mariner zu sprechen.

Doch der Boss war in den letzten Tagen zu der gleichen Überzeugung gelangt. Es wurde Zeit, dem Town Marshal die Stirn zu bieten. Die Zeit des Abwartens

war vorbei, der Tod Connors lag weit genug zurück. Charlotte O'Reilly würde ihr blaues Wunder erleben.

„Wir werden ein Exempel statuieren. Rufe alle Leute zusammen, die wir haben. Dann reiten wir in die Stadt. Zuerst schalten wir O'Reilly aus. Die Claims werden wir uns aneignen und als Lohn an unsere Männer verteilen. Dann kümmern wir uns um die Ladenbesitzer und die Linienbetreiber. Sie werden um unseren Schutz betteln.“ Sein rotes, wutverzerrtes Gesicht lockerte für einen Moment auf, als ein böses Lächeln seine Lippen umspielte.

„Wie willst du sie ausschalten?“, Obwohl eine Frage, machte der Tonfall klar, dass Curt schon eine genaue Vorstellung über das Wie besaß.

„Wir knallen sie ab“, warf Kincaid ein und zog seinen Colt.

„Nein“, entschied Hank Mariner. „Das wäre zu einfach. Es muss ein triumphaler Sieg für uns werden. Aus dem Hinterhalt kann man jeden abknallen, das ist nicht spektakulär genug. Soviel Unruhe wie die O'Reilly in der Stadt gestiftet hat, würde man uns das als Schwäche auslegen. Nein, wir müssen es offensiver angehen.“ Er blickte seinen Sohn an. „Du weißt, was ich meine?“

Curt nickte. „Das war auch mein Gedanke. Und deswegen hast du mich schließlich aus Texas herkommen lassen. Überlass alles nur mir.“

„Ich weiß, du bist schnell. Aber die O'Reilly auch, ich habe mich über sie erkundigt. Unterschätze sie nicht.“

Curt winkte gelassen ab. „Ich bin schneller als all deine Revolvermänner. Die könnten gegen diese O'Reilly den Kürzeren ziehen. Aber ich werde schneller als sie sein.“

Wenig später ritten Hank und sein Sohn Curt, der Gunslinger, der in Texas weithin gefürchtet war ob seiner Schnelligkeit, sowie vierzehn Revolvermänner und Cowboys, die alle mit ihren Waffen umgehen konnten, in Richtung Benton City.

Sie glaubten, leichtes Spiel zu haben.

Charlotte saß im Büro des Sheriffs, als Deputy Collins sie informierte: „Mariner kommt mit einer kleinen Armee. Insgesamt 16 Mann.“

„Er will es also nun auf eine direkte Konfrontation ankommen lassen“, konstatierte Charlotte, die auf diesen Moment gewartet und auf ihn hingearbeitet hatte. Sie stand auf.

„Miss O'Reilly, ich denke, er will sie umlegen“, gab der Deputy seinen Befürchtungen Ausdruck.

„Das denke ich auch. Aber er wird es genießen wollen. Es ist also nicht damit zu rechnen, dass er einfach drauflosballert, wenn er mich sieht.“

Der Gesichtsausdruck des Deputy drückte Zweifel aus, aber Charlotte war weiterhin überzeugt, den Charakter ihres Feindes richtig eingeschätzt zu haben.

Dennoch traf sie ihre Vorbereitungen. „Trommle die anderen Deputys zusammen. Schau in der Poststation nach, ob noch Begleitschutz vor Ort ist. Bring sie alle her. Und verteile die Waffen aus dem General Store an die Bevölkerung. Sie sollen in ihren Häusern bleiben und sich in den Hinterzimmern verschanzen. Wir warten vorerst ab.“

Collins verschwand und führte die Befehle aus.

Charlotte zog den Revolver aus dem linken Gürtelhalfter. Man konnte ihn wie einen normalen Colt benutzen, aber er wies ein spezielles Feature auf: er besaß zwei Hähne.

Sie klappte die Trommel heraus und schüttete die Patronen auf den Tisch. Sie untersuchte jede eingehend und fand eine, die am unteren Ende, auf das der Hahn beim Schuss aufschlug, ein paar Kratzer aufwies. Mit dem Messer spitzte sie den Bleistift ultrafein an und zeichnete diese Seite der Patrone. Langsam wanderte ihr Blick über die Kratzer, während die Finger deren Verlauf exakt auf das Papier kopierten. Die Zeichnung, die so entstand, war winzig, kaum größer als der Nagel des kleinen Fingers. Mit dem Messer schnitt Charlotte ein Viereck um die gezeichnete Patrone heraus. Wieder spitzte sie den Bleistift an, dann signierte sie mit winzigen Buchstaben.

Sie steckte die Patronen zurück in die Kammer und rotierte die Trommel so, dass diejenige Patrone mit den Kratzern oben, direkt unter dem rechten, dem normalen Hahn zu liegen kam. Dann spannte sie den linken Hahn und schob das Papier mit der Bleistiftzeichnung in die für genau diesen Zweck vorgesehene Führungsschienen. Vorsichtig klappte sie den Hahn zurück. Der leichte Druck, der nun auf die Zeichnung ausgeübt wurde, übertrug sich auf die reale Patrone, führte aber noch zu keiner Reaktion.

Alles war genauestens ausgetestet.

Dann schrieb sie ein 24-stündiges Waffenverbot in der Öffentlichkeit für die Stadt aus, und unterzeichnete das Dokument, das sie anschließend in ihre Jacke schob.

Charlotte steckte die Waffe zurück in den Halfter, überprüfte noch den normalen rechten Revolver und lud diesen nach. Sie überlegte für einen Moment, ob sie die Büffellederweste tragen sollte, entschied sich aber dagegen. Bei Routinerunden in der Stadt bot diese einen Vorteil gegen hinterhältige Schützen. Heute aber würde es zum offenen Kampf kommen, und da war Bewegungsfreiheit wichtiger.

Anschließend verließ sie das Office. Ihre drei Deputys sowie vier Männer, die als Begleitschutz für die Frachtlinie fuhren, warteten auf sie. Charlotte kannte zwei von ihnen.

„Ich zahle jedem 50 Dollar für den Rest des Tages“, bot sie an. „Aber bedenkt, dass es lebensgefährlich ist. Mariner kommt, weil er Krieg will. Es wird zu Schießereien kommen.“

Die vier nahmen das Angebot an. Sie setzten ihr Leben bei jeder Kutschenfahrt aufs Spiel. Der Lohn, den es hier für einen Tag gab, stand in gutem Verhältnis zum Risiko.

Die acht Bewaffneten schwangen sich auf die Pferde und machten sich auf den Weg. Die Main Street lag verlassen vor ihnen. Ab und an sah Charlotte ein Gesicht hinter einem Fenster, das aber sofort verschwand, wenn sie ihren Kopf hob. Die Menschen von Benton City hatten Angst, und sie spürten wohl, dass sich nun entscheiden würde, wie ihr zukünftiges Leben in dieser Stadt aussah. Vielleicht packten auch ein paar von ihnen bereits ihren Besitz zusammen und verließen den Ort.

Mariners Parade sollte eine Machtdemonstration werden, keine Frage. Dennoch glaubte Charlotte nicht daran, dass es ein Kampf alle gegen alle geben würde. Sie hatte vor Tagen erfahren, dass Mariners Sohn Curt auf der Ranch eingetroffen war, und hatte über den jungen Mann Erkundigungen eingeholt. Charlotte glaubte zu wissen, was auf sie zukam.

Es war kurz vor Mittag. Die Sonne stand hoch am hellblauen Himmel und sandte ihre glühenden Strahlen erbarmungslos auf die Stadt nieder, die im Schlaf zu liegen schien. Ein leichter Wind blies und wirbelte Sand auf. Ein Wetterhahn drehte sich quietschend in seiner Aufhängung. Eine eigenartige Atmosphäre herrschte. Es war, als hielte alles die Luft an, bis der große Knall kam.

Die acht Pferde schritten langsam der Stadtgrenze entgegen.

In der Ferne sah man die Truppe Mariners, die in breiter Front heranritt. Sechzehn Männer, die aufrecht und locker im Sattel saßen. Als sie näherkamen wurde erkennbar, dass bei allen eine Hand den Zügel hielt, die andere in der Nähe der Colts hing. Noch aber steckten die Waffen im Halfter.

Charlottes Gruppe erreichte das Stadtschild zuerst. Kurz dahinter stoppten alle ihre Pferde. Jeder war bereit, zu den Waffen zu greifen.

„Mr Mariner, was treibt Sie in die Stadt?“, übernahm Charlotte die Initiative.

Hank Mariner hielt sein Pferd rund fünf Yards vor ihr an. „Verschwinden Sie aus meiner Stadt, O'Reilly. Das ist mein letztes Angebot, Ihr Leben zu schonen.“

„Inakzeptabel“, erwiderte Charlotte. „Wenn Sie die Stadt betreten, verhafte ich

Sie alle.“ Sie zog das Waffenverbotsdokument aus der Jackentasche und präsentierte es Mariner und seinen Leuten.

Dieses Papier würde die Banditen nicht aufhalten, aber es würde sie provozieren. Und wütende Gegner neigten zu Fehlern.

„Wie wollen Sie uns daran hindern? Ihr seid nur acht“, höhnte Hank Mariner.

„Lassen Sie es darauf ankommen. Es ist Ihre Wahl“, gab Charlotte kühl zurück. „Wollen Sie die Auseinandersetzung zwischen Ihnen und mir auf die Spitze treiben?“

Die Antwort kam von anderer Seite. Curt sagte nur ein Wort: „Ja.“

Charlotte wandte sich dem berüchtigten Revolverhelden zu. „Mr Curt Mariner, Ihr Ruf ist legendär. Sie haben einige Menschen ermordet.“

„Alles faire Duelle.“

Für einen Moment herrschte Stille, nur der Wind pfiff weiter. Curt fügte mit einem Lächeln an: „Sie können dem Ganzen ein Ende bereiten, indem Sie gegen mich antreten. Gewinnen Sie, ziehen wir uns zurück und verschonen die Stadt für immer. Im anderen Fall wird Benton City bezahlen für das, was Sie, Marshal, meinem Vater angetan haben.“

„Wieviel ist Ihr Wort wert? Wieviel ist das Wort eines Mariners überhaupt wert?“, stichelte Charlotte. Nun war es an der Zeit, die Karten offen auf den Tisch zu legen. „Hank Mariner, Sie erinnern sich offensichtlich nicht an mich oder meinen Namen. Wie sollten Sie auch, es liegt ja über 25 Jahre zurück, seit sie meine Eltern von ihrer Farm im Norden Louisianas vertrieben haben. Es hat mich die letzten vier Jahre meines Lebens gekostet, Sie aufzuspüren. Aber es hat sich gelohnt. Sie haben meine Familie zerstört. Ich zerstöre alles, was Ihnen gehört. Benton City habe ich Ihnen schon weggenommen. Noch bleiben Ihnen die Ranch und die Rinder - und ihr Sohn. Aber den werde ich Ihnen nun nehmen, so wie Sie mir meine Mutter und meinen Vater genommen haben.“

Mariner hatte der langen Rede wortlos zugehört. In seinen Augen glomm kein Erkennen auf. Er erinnerte sich nicht daran, wie Kid Larson in seinem Auftrag Kleingrundbesitzer um ihr Eigentum geprellt hatte. Aber es interessierte ihn auch nicht, denn Charlottes Ausführungen waren ihm noch nicht einmal eine Nachfrage wert.

Charlotte O'Reilly, amtierender Town Marshal von Benton City, wandte sich an Curt. „Ich akzeptiere. Wann und wo?“

Die Sonne hatte fast ihren Zenit erreicht.

Die beiden Kontrahenten standen in zwanzig Schritt Entfernung voneinander auf der Beauchamps Street von Benton City, die exakt von West nach Ost verlief. Das Waffenverbot spielte im Vorfeld des Duells keine Rolle mehr. Aber danach würde Charlotte, oder, falls sie ihr Leben ließ, würden die Deputys Handhabe besitzen, Mariners Resttruppe zu verhaften.

Charlotte hatte ihre Leute angewiesen, auf der Hut zu sein. Denn falls sie das Duell gewann, würde die Marinerarmee zum offenen Kampf übergehen. Das Versprechen auf Rückzug war die Luft nicht wert, welche die Worte transportiert hatte.

Der Reverend stand im Schatten des Eingangs zur Ortskirche, die sich in der Mitte zwischen den Duellanten befand. Weder Charlotte noch Curt konnten ihn sehen. Der Pastor würde das Startsignal geben. Charlotte hatte sich über diesen ungewöhnlichen Vorschlag Curt Mariners gewundert, sah er doch nach Fairness aus. Auch die Auswahl des Ortes, die Tatsache, dass die Sonne niemanden blenden konnte, war auf den Vorschlag ihres Gegners zurückzuführen. Aber Fairness war das letzte, das Charlotte einem Mariner zutraute. Rasch war ihr klar geworden, dass es pure Berechnung war. Mariner wollte jeden Anschein einer Vorteilsnahme vermeiden. Das würde seinen Sieg, und davon war er so überzeugt wie Charlotte von dem ihren, noch triumphaler aussehen lassen.

Charlotte warf den Stetson zur Seite, der vom Wind wie ein Tumbleweed ein Stück über die sandige Straße geweht wurde. Die Jacke folgte. Dann zog sie das Hemd aus der Hose, um möglichst viel Bewegungsfreiheit im Oberkörper zu haben. Curt sah ihren Vorbereitungen mit einem spöttischen Grinsen zu. Er stand breitbeinig da und wartete.

Charlotte machte sich bereit. Die Linke hing neben dem Spezialcolt, berührte den Griff aber nicht. Der rechte Halfter war leer, die Waffe lag in dem Haus zu ihrer Linken, dessen Tür weit offenstand.

Ihr Körper warf kaum einen Schatten. Leicht flimmerte die Luft über dem gelben Wüstensand. Charlotte hielt den Kopf leicht schräg, sodass ein Auge Curts Gesicht fixierte, das andere seinen Waffenarm, der ebenfalls über dem Griff schwebte. Dann aber versteifte sich auch der Mann, und seine Gesichtszüge wurden hart.

Die Anspannung wuchs, aber weder Charlottes noch Curts Hand zitterte.

Dann ertönte der Pfiff des Reverends.

Das Duell begann.

Curts Hand zuckte zum Griff des Revolvers und schloss sich darum. Charlotte

sah die Bewegungen ihres Kontrahenten wie in Zeitlupe. Ihre Augen und ihr Gehirn schienen mehr Bilder wahrzunehmen als gewöhnlich. Sie sah, wie Curts Hand den Colt aus dem Halfter riss und den Stecher durchzog. Sie sah den rotgelben Mündungsblitz aus dem Lauf schießen. Sie hörte den Knall, als das Schwarzpulver in der Patrone zündete. Sie hörte die Kugel, die auf sie zuraste.

Charlotte reagierte auf den Pfiff noch einen Tick schneller als Curt. Ihre Hand hielt den Griff bereits umklammert, als Curt seine Waffe noch gar nicht berührte. Aber das bescherte ihr keinen Vorteil, denn über das gesamte Ziehen gesehen, war Curt ihr an Schnelligkeit überlegen. Seine Waffe flog in wahnsinnigem Tempo in seiner Hand nach oben, und er bewegte den Abzug, noch bevor die Waffe auf Charlotte gerichtet war. Er führte eine vielfach geübte, einstudierte Bewegungsfolge aus, in welcher Ziehen, Hochreißen und Abdrücken perfekt aufeinander abgestimmt waren.

Auch Charlottes Bewegung war eine saubere Überlagerung aus Ziehen, Zielen, Abdrücken und sich zur Seite werfen. Die raffinierte, gut geölte Mechanik des Spezialrevolvers erlaubte ihr, mit nur wenig mehr Kraft und minimal längerem Zugweg zwei Hähne auf einmal zu bewegen.

Charlottes Kugel verließ den Lauf kurz nachdem Curts Waffe gefeuert hatte.

Seine Kugel traf sie hart in die rechte Schulter. Der wuchtige Anprall wirbelte sie halb herum. Schmerz wogte in ihr auf.

Aber auch ihre Kugel traf, und zwar bevor Curts Geschoss sie verletzte. Denn Charlottes Kugel flog schneller als eine normale.

Die Schwarzpulverladung trieb ihre Kugel aus dem Lauf, genau wie bei jeder anderen Waffe. Dafür war der rechte Hahn verantwortlich, der in Funktion und Aufbau dem eines normalen Colts entsprach. Der linke Hahn aber knallte einen winzigen Moment vor seinem Zwilling mit irrwitziger Geschwindigkeit auf die Zeichnung des Patronenbodens. Die Wucht übertrug sich mittels ihrer mysteriösen Gabe auf die Patrone und gab ihr einen zusätzlichen Impuls. Mit fast der doppelten Geschwindigkeit wie normal raste die Kugel Curt entgegen.

Charlottes Geschoss traf den Gegner knapp oberhalb des Herzens. Die Auftreffwucht war so hoch, dass das Gewebe - Lunge und ein Herzvorhof - zerriss. Auch Curt hatte noch während des Abdrückens eine Ausweichbewegung begonnen, aber Charlottes Kugel war einfach zu schnell gewesen.

Curt kam nicht mehr dazu, ein zweites Mal zu feuern. Für einen Augenblick stand er nur starr und bewegungslos da, die Augen weit aufgerissen, als er wohl begriff, dass dieser Kampf sein letzter sein würde. Er fiel zuerst auf die Knie, verharrte dort kurz und knallte dann mit dem Gesicht voran in den Staub der Straße.

Auch Charlotte lag für eine Sekunde auf dem Boden, schleppte sich aber nun unter Aufbietung all ihrer Kräfte nach links. Ihre verletzte Schulter knickte immer wieder ein. Der Arm war nicht mehr zu gebrauchen. Mühsam kroch sie die Treppe hoch und hatte endlich die immer noch offenstehende Tür erreicht. Hände zogen sie hinein.

Das Duell hatte noch keine zehn Sekunden gedauert, dennoch erreichte Charlotte keinen Augenblick zu früh das Innere des Hauses.

Als die Mariner-Meute sah, dass sich Curt nicht mehr aufrappelte, verloren sie sämtliche Hemmungen. Aus Seitenstraßen, in die sie sich zuvor zurückgezogen hatten, quollen sie nun hervor und schossen wild um sich, als sie auf die Häuser zurannten, in denen Charlottes Männer den Ausgang des Duells abwarteten.

Verschiedene Fenster wurden geöffnet, und Mündungsblitze schossen hervor. Nun wussten auch Mariners Leute, wo genau sich ihre Gegner aufhielten, und so nahmen sie diese Gebäude ins Visier. Ein paar der Revolvermänner trugen Gewehre, mit denen sie faustgroße Löcher in die Hauswände stanzten. Fensterscheiben zersprangen klirrend.

Das Gefecht dehnte sich viele Minuten aus, doch obwohl Mariners Leute in der zweifachen Überzahl waren, gingen sie zu ungestüm, ungeordnet und einfach zu wütend vor. Hank Mariner brüllte Befehle, aber immer wieder wagte sich einer seiner Leute weit aus der Deckung, um ein besseres Schussfeld zu erlangen. Manchmal war es zu weit, und der Mann musste eine Kugel einstecken.

Charlottes Männer wechselten immer wieder ihre Positionen. Sie liefen in rasendem Tempo über die Hinterhöfe in angrenzende Gebäude, um von dort ein paar Schüsse abzugeben. Fast schien es, als hätte Charlotte zehn oder mehr Gefolgsleute.

Von Mariners Leuten starb einer nach dem anderen im Kugelhagel. Auch Charlotte verlor drei Männer. Bald säumten neben Curt weitere Leichen die Straße. Auch Hank Mariner erwischte es. Eine Kugel traf ihn in den Bauch.

Charlotte erlebte das Gefecht nur im Dämmerzustand. Die schlimme Schulterwunde, die weiter stark blutete, schwächte sie aufs Äußerste. Ihre Wahrnehmung war getrübt, ihre Gedanken flossen nur zäh. Gelegentlich setzten ihre Sinne ganz aus, aber sie besaß noch soviel Geistesgegenwart, sich einfach still zu verhalten. Es war für sie und den Kampf das Sinnvollste, das sie tun konnte.

Zwei von Mariners Leuten flohen, und schließlich gewannen die Deputys die Oberhand.

Der Kampf war beendet.

Deputy Wagner rannte los und holte den Doc. Die drei anderen Männer untersuchten die Leichen. Das Blut hatte den Sand dunkel gefärbt. Doch außer

Hank Mariner war nur noch einer seiner Cowboys am Leben.

Als der Doc kam, wollte er sich zuerst um Charlotte kümmern, die wieder ein wenig mehr von ihrer Umgebung mitbekam. Aber sie winkte ab und hauchte: „Erst Mariner, er ist schlimmer verletzt als ich. Ich will nicht, dass er so billig davonkommt.“ Sie hustete bellend. Das Gesicht verzog sich unter einer Schmerzattacke, und ihr ganzer Körper zitterte. „Er soll sich für seine Taten verantworten.“

Drei Tage später konnte Charlotte das erste Mal nach dem Kampf das Bett wieder verlassen. Die Wunde war versorgt und begann bereits zu heilen. Der Doc hatte die Kugel entfernt und Charlotte durch Dauergabe von Whisky in einer Art Delirium gehalten, damit sie die ersten Wundschmerzen nicht spürte. Auch jetzt war ihr Oberkörper ein einziger Schmerz. Aber sie biss die Zähne zusammen. Für einen Augenblick dachte sie an ihre Zeit als Álvaro Clay zurück, aber so schlimm wie damals war die aktuelle Wunde nicht. Immerhin waren ihre Knochen noch größtenteils heil.

Als sie sich langsam und unter größten Mühen angezogen hatte, ging sie zum Rathaus.

„Ich lege mein Amt nieder“, sagte sie feierlich und nahm den Marshal-Stern von ihrer Jacke. „Wählt einen ordentlichen Sheriff. Er kann Mariners Besitz beschlagnahmen und gerecht verteilen.“

Sie blieb noch eine Minute, um erste Dankesworte entgegenzunehmen, nickte den Ratsherren dann aber zum Abschied zu und begab sich zurück in ihr Quartier, wo sie ihre Sachen zusammenpackte. Im Mietstall holte sie ihr Pferd, stieg mühsam in den Sattel und ritt los.

Sie wollte nicht länger in dieser Stadt bleiben. Ihre Claims verwaltete ein Teilhaber, der auch die Rückgabe an die ursprünglichen Eigentümer in anderthalb Jahren abwickeln würde. Die Hälfte der Gewinne würde er ihr nachschicken.

Nach einer Woche eintönigen Ritts mit kargen Nachtlagern unter freiem Himmel und nur gelegentlich unterbrochen von Übernachtungen in einem Hotel, wenn sie eine Stadt passierte, langte sie an der Ranch von Lance Drew an. Schon von Weitem sah sie den Rauch, der aus dem Kamin aufstieg.

Mit steifen Bewegungen saß sie vom Pferd ab, aber es sah mehr wie ein

gebremstes Herunterfallen aus. Den linken Arm konnte sie noch nicht wieder richtig bewegen, und es schmerzte weiterhin, wurde aber besser. Charlotte schlang die Zügel um den Holzbalken neben der Tränke. Der Hengst begann sofort zu saufen. Charlotte zog eine Flasche Bourbon aus der Satteltasche und stieg hinauf zur Veranda.

Aus dem Innern des Farmhauses drang Musik. Charlotte erkannte Gitarre, Banjo und Trompete.

Ich wusste gar nicht, dass Lance ein Instrument spielt, ging ihr durch den Kopf. Sie wusste überhaupt nur wenig über den Mann, mit dem sie viele Nächte verbracht hatte. Aber das lag einzig und allein an ihr.

Sie zögerte einen Moment, klopfte dann aber lautstark gegen die Tür.

Die Musik brach ab, und wenige Sekunden später öffnete ein Mann die Tür, der eine unverkennbare Ähnlichkeit zu Lance Drew aufwies, aber einige Jahre älter war.

„Good evening!“, grüßte Charlotte. „Ich möchte Lance besuchen. Ist er da?“

Der Mann drehte sich um und rief in den Raum: „Hey, Lance! Da ist eine Lady, die dich sprechen will.“ An Charlotte gewandt, setzte er hinzu: „Komm rein!“ Er ging zur Seite und ließ sie passieren.

Charlotte betrat einen großen Raum, der alles in einem zu sein schien - Wohnzimmer, Küche, Musikraum. Ganz dunkel erinnerte er sie an das Farmhaus ihrer Eltern, wenngleich das Bild nur sehr ungenau vor ihrem geistigen Auge stand. Diese Zeit lag einfach schon zu lange zurück.

Lance legte das Banjo zur Seite. Sein Gesicht hellte sich auf, als erfüllte sich gerade sein größter Wunsch. Mit ausholenden Schritten lief er auf die unerwartete Besucherin zu.

„Miss Charlotte O'Reilly“, sagte er leise. „Nun bist du doch meiner Einladung gefolgt.“

Charlotte lächelte. „Einmal musste ich ja herausfinden, wie du wohnst. Du hast es mir ja geschildert, als sei es das Paradies.“

„Ist es auch.“ Über die Schulter rief er nach hinten. „Raus mit euch!“

„Ich will mich nicht aufdrängen“, wehrte Charlotte ab. „Wenn ich ungelegen komme, so...“

„Ach, Unsinn. Meine Brüder sehe ich jeden Tag. Die Faulenzer wohnen nämlich hier.“

Murrend verzogen sich die beiden Drewbrüder in die hinteren Räume.

„Es ist schön, dass du gekommen bist. Werden wir uns morgen früh noch

sehen, oder ist dies eines unserer üblichen Treffen?“

„Ich bleibe länger“, sagte Charlotte, öffnete die Flasche und goss zwei Drinks ein.

Die beiden prosteten sich zu.

Charlotte fühlte eine Ruhe in sich, die sie seit Jahren nicht mehr verspürt hatte. Nun, da ihre Rache vollzogen war, die Schatten der Vergangenheit besiegt, konnte sie wieder nach vorne blicken. Ihren Vater konnte sie nicht wiedertreffen, aber Jake und ihre Mutter waren irgendwo da draußen unterwegs. Charlotte würde nach ihnen suchen. Vielleicht ergab sich wieder eine Beziehung wie zu besten Zeiten. Wer wusste das schon?

Aber in den nächsten Tagen wollte sie erst einmal Lance kennenlernen und schauen, wohin das führte.

Denn nach dem Duell war ihr eins klargeworden: Das Leben bot so viel mehr als den Durst nach Rache.

THE END

Personenverzeichnis:

Charlotte O'Reilly	Eine Frau mit einer mysteriösen Gabe verliert ihre Heimat.
Hank Mariner	Der Mann, der Benton City beherrscht.
Dan Kincaid	Mariners Vorarbeiter und der Mann fürs Grobe
Curt Mariner	Mariners Sohn ist ein Revolverheld aus Texas.
Lance Drew	Charlottes One-Night-Stand - immer wieder
Liam O'Reilly	Charlottes Vater opfert alles für seine Familie.
Kid Larson	Ein berüchtigter Revolvermann
Kelly O'Reilly	Charlottes Mutter hat andere Vorstellungen von einem guten Leben.
Walt Jankings, Mr Hawthorne	Silbersucher in Benton City
Jim, Joe	Banditen
Walker	Frachtlinienkutscher
Henry Penrose	Bergbauexperte
Bill Marry, Glenn Dover	Von Mariner angeheuerte Revolvermänner
Kyle, Collins, Wagner	Charlottes Deputys
Mr Bradbury	Arzt in Second City
Herbie Delaware	Champion im Underground-Fight
Jake O'Reilly	Charlottes Bruder
